40
1. OKTOBERHEFT 1968
0,30 M

# zb
ZEIT IM BILD

## Aus Berlstedt klingen neue Töne

Foto: Billeb

# z6 INFORMATION

**BERLIN.** Zu einem bedeutenden Höhepunkt im Leben der Gesellschaft für Sport und Technik wurde der IV. Kongreß der Organisation in Berlin (Foto: Einmarsch der Ehrendelegation der Nationalen Volksarmee in die Kongreßhalle). Die 750 Delegierten, erstmals in ihren neuen, steingrauen Uniformen, begrüßten auf ihrem Treffen Vertreter der Bruderorganisationen aus der UdSSR, Polen, Ungarn, Bulgarien, der Mongolischen Volksrepublik und der VAR. Im Referat des Vorsitzenden des Zentralvorstandes der GST, Generalmajor Günther Teller, wurde eingeschätzt, daß die Organisation die ihr von Partei und Regierung gestellten Aufgaben erfüllt hat. Der Minister für Nationale Verteidigung, Armeegeneral Heinz Hoffmann, überbrachte den GST-Sportlern eine Grußadresse des ZK der SED. Darin wird betont, daß es die Hauptaufgabe der Gesellschaft sei, gemeinsam mit der FDJ die Jugend der DDR zu einem festen Klassenstandpunkt zu erziehen und sie ideologisch und physisch auf den Ehrendienst in den bewaffneten Organen vorzubereiten.

**BERLIN.** Einstimmig faßte auf seiner VII. Tagung der Bundesvorstand des Deutschen Turn- und Sportbundes einen Beschluß über „Die Wettkampfsysteme des DTSB und Schlußfolgerungen zu ihrer weiteren Entwicklung." Prof. Dr. Edelfrid Buggel, Vizepräsident des DTSB, wies in seinem Referat besonders auf die Bedeutung sportlicher Wettkämpfe als Bestandteil und Verbindungsglied des Freizeit- und Erholungssports, des Übungs- und Trainingsbetriebes, des Nachwuchs- und Leistungssports hin. In Vorbereitung des 20. Jahrestages der Sportbewegung der DDR haben die Mitglieder des DTSB große Leistungen vollbracht. Es zeigte sich aber in der Vergangenheit, daß besonders den jüngsten Sportlern noch oft die Möglichkeiten für regelmäßige Wettkämpfe fehlten. Der Beschluß des DTSB-Bundesvorstandes wird dazu beitragen, in Zukunft auch für die Olympiakämpfer von übermorgen alle Voraussetzungen für vielseitige und interessante Wettkämpfe zu schaffen. Fotos: Friedrich, Zentralbild

*Martin Radmann kommentiert*

## Kumpanei

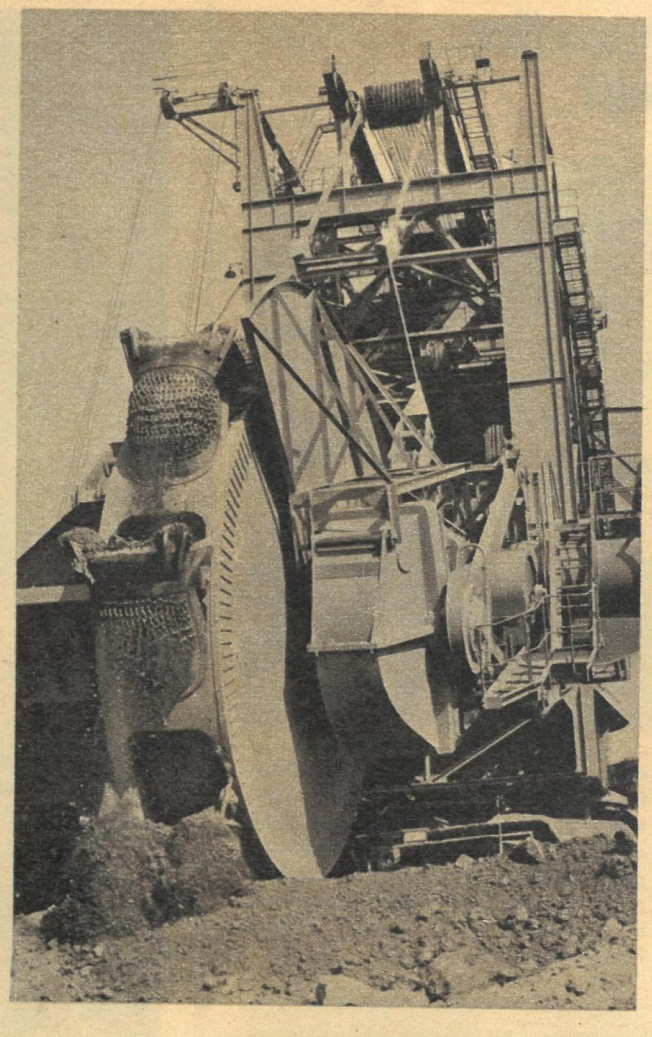
„Kein parteischädigendes Verhalten" bescheinigte das Parteigericht des CDU-Landesverbandes Hannover jenen dörflichen und kleinstädtischen Minikiesingers, die sich für die Kommunalwahlen in Niedersachsen auf gemeinsamen Listen offen mit den Kandidaten der Neonazis verbündet haben. Diese wackeren CDU-Honoratioren seien „nicht schuldhaft", sondern vielmehr „in guter Absicht für Partei und Gemeinde tätig gewesen". In der Absicht nämlich, wie man wissen muß, Sozialdemokraten aus den Rathäusern und von den Bürgermeisterstühlen zu verdrängen. So waren es an die tausend braune Jünger Adolfs, die sich beglückt umworben und auf gemeinsamen Listen sahen. Weniger beglückt war man bei den christdemokratischen wie bei den sozialdemokratischen Spitzen. Nicht wegen der Tatsache dieser Verbrüderung, sondern weil sie herausgekommen war. Denn – wie der Herr, so 's Gescherr – auch zwei sozialdemokratische Politikaster waren auf diesen Trichter gekommen, den ihr Bonner Koalitionspartner vorexerziert hatte. Die Spitzen gaben sich empört und versicherten gleichzeitig betrübt, leider sei nichts mehr zu ändern. Und kaum war etwas Wasser die Leine herabgeflossen, da lobte die CDU schon die gute Absicht. Wie könnte auch parteischädigend sein, was die eigentlichen Interessen der Monopole, der Geldgeber fördert? 10 Millionen geben sie dem zweiten Adolf schon für die bevorstehenden Bundestagswahlen. Als Thadden solches verkündete, sah er seine Nachfolgepartei der NSDAP mit 50 Abgeordneten in das Bundeshaus einziehen. Noch ist sie, wie ein westdeutscher Gewerkschafter treffend sagte, die außerparlamentarische CDU, der sie – das größere Geschrei abgerechnet – in politischen Zielen und Prinzipien gleicht wie ein Ei dem anderen.

Man weiß also noch nicht recht, wer wen zuerst zum Ehrenmitglied seiner Partei ernennt, der Nazi Kiesinger den Nazi Thadden oder umgekehrt. Außer dem Kanzler stehen immerhin 11 Staatssekretäre gleicher Vergangenheit ganz an der Spitze. 62 Botschafter kommen aus dem Hause Ribbentrop, 60 führende Beamte in Bendas Notstandsministerium aus dem Hause Himmler, von Justiz oder Bundeswehr gar nicht zu reden. Und dieses System versichert alleweil dem Ausland ebenso bieder wie es behauptet, mit dem Schüren der Konterrevolution in der ČSSR natürlich nicht das geringste zu tun zu haben, von einer faschistischen Gefahr in Westdeutschland könne selbstredend keineswegs gesprochen werden. Inzwischen schützt die Polizei die Neonazis, indem sie auf Demokraten und Antifaschisten eindrischt, wie gehabt.

Und der Herr Lübke, der nun doch allmählich aus der Schußlinie gezogen werden muß, wünscht dem Herrn Globke zum 70. Geburtstag frohe Genugtuung über sein Lebenswerk, der KZ-Baumeister dem intellektuellen Judenmörder, der die Nürnberger Rassengesetze mitverfaßte und kommentierte und heute meineidiger Wanderzeuge zur Entlastung von Kriegsverbrechern ist. Er genießt, was keinem seiner Millionen Opfer vergönnt war, ein geruhsames Alter bei hoher Staatspension als einstiger Staatssekretär Adenauers.

Thadden und seine Nazipartei rufen indes offen nach neuen Konzentrationslagern, deren Pläne ohnehin schon in den Notstandsschubladen sind. Die Kumpanei ist viel kompletter, als selbst mißtrauische Bundesbürger denken. „Kapitalismus führt zum Faschismus", hielten dem Thadden 2000 Braunschweiger entgegen und warfen mit faulen Eiern. Auch sie spürten die Knüppel der Polizei. Eine ihrer Losungen gefällt mir sehr: „Der rechten eine harte Linke." Nur so ist dieser braune Spuk zu beseitigen.

Martin Radmann



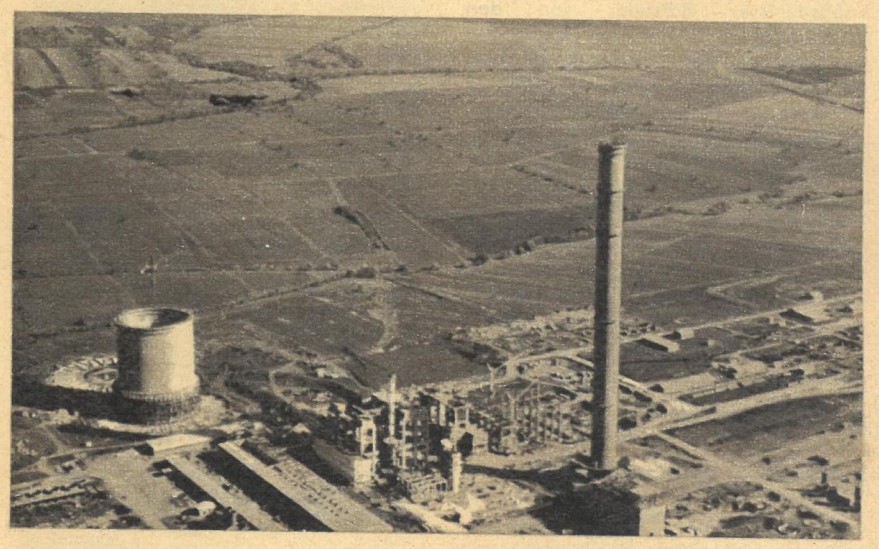
Kilometer lange Bandanlage. Die Geräte sind nun neben den Rebstöcken zu Symbolen dieses Gebietes geworden. Überall fand man Bilder der stählernen Giganten aus der DDR, und beinahe ehrfurchtsvoll registrierten die Zeitungen die Leistung des Absetzers: 4400 Kubikmeter Erdreich je Stunde. Das Interesse ist verständlich, denn erstmals sind in Ungarn derartige Riesenaggregate in Betrieb genommen worden. Gyöngyös-Visonta ist der erste Großtagebau des Landes. Anfangs freilich gab es auch hier Meinungen, die Kohle auf traditionelle Art unter Tage zu fördern. Man wollte schließlich den Weinbau nicht beeinträchtigen, keiner der Millionen Rebstöcke sollte der Kohle zum Opfer fallen. Dann aber haben sich die Ökonomen durchgesetzt, die die Rentabilität des Tagebaues exakt nachwiesen. Inzwischen zeigte es sich sogar, daß die Rebstöcke auch auf den Abraumhalden gut gedeihen. Die ersten Setzlinge sind bereits ausgepflanzt worden. Daher ist es wohl nicht übertrieben, wenn Chefingenieur Fred Boriak und seine Kollegen aus der DDR Gyöngyös-Visonta den idealsten Montageplatz nennen, auf dem sie bisher zu tun hatten. Die Monteure werden noch weidlich Gelegenheit haben, das ungarische Kohle-Wein-Revier kennenzulernen, denn Spezialbetriebe der DDR liefern für den Großtagebau noch eine Anzahl weiterer Produktionsketten.

Fred Günzel

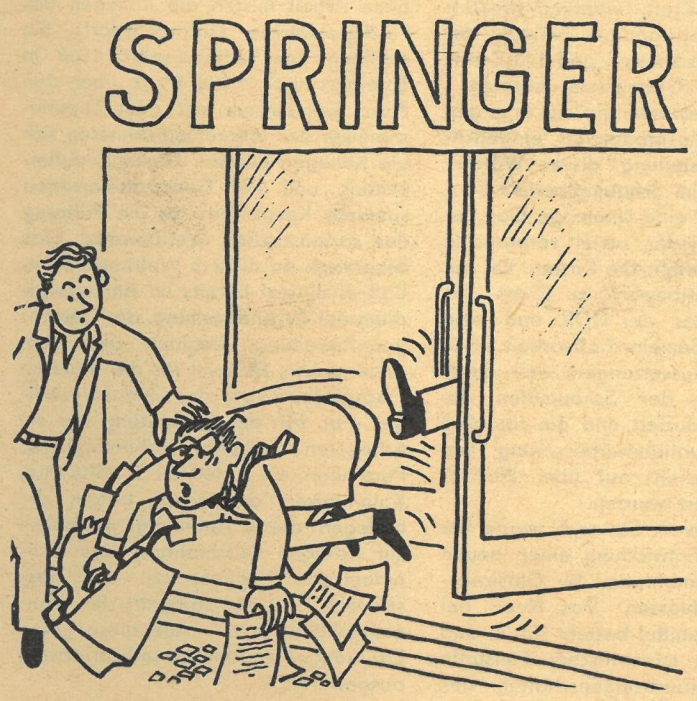
Fotos: MTI, Zentralbild

# Weinstöcke auf Abraumhalden

Gyöngyös-Visonta ist das größte zusammenhängende Weinbaugebiet Ungarns. Zu Füßen der Màtra, des höchsten Gebirges der Volksrepublik, zieht sich Weingarten an Weingarten hin, Visonta, Abasàr und Gyöngyös sind die bedeutendsten und weithin bekannten Weinbauorte dieser Gegend. Nun aber liest man ihre Namen nicht mehr nur auf den Etiketten der Weinflaschen. Sie weisen vielmehr auf eines der größten Industrieobjekte des 3. ungarischen Fünfjahrplanes hin: in der Nähe von Gyöngyös-Visonta wird das derzeit ergiebigste Kohlevorkommen Ungarns erschlossen. Die Geologen schätzen es auf 200 Millionen Tonnen. Unmittelbar daneben entsteht ein Großkraftwerk mit einer Leistung von 600 Megawatt. Man wird also die Kohle unmittelbar an Ort und Stelle in Elektroenergie umwandeln, sie demnach so rationell wie möglich verwerten. Für das energiearme Ungarn eröffnet sich damit ein volkswirtschaftlich wertvolles Reservoir. Die durchgängige Förderung im Gyöngyös-Visontaer Revier begann im Sommer des vergangenen Jahres. Von rund vier Dutzend Monteuren aus der DDR übernahmen die ungarischen Partner die Aggregate der ersten Produktionskette: Bagger, Absetzer und die drei



## *Parschaus Politik im Quadrat*




„Ich wollte die Wahrheit schreiben, nichts als die Wahrheit!"

## *Zu Gast in der DDR*

Während der XII. Berliner Festtage (29. September bis 13. Oktober) gastieren Solisten und Ensembles von Weltgeltung in der DDR-Hauptstadt. Neben den bereits von zb angekündigten Gästen treten unter anderen auf:

IGOR OISTRACH wird in der traditionellen Konzertreihe „Stunde der Musik" am 19. Jahrestag der Republik im ersten Zyklus-Konzert „Meister der Violine" auftreten. Er wird von seiner Gattin Natalia Serzalowa am Flügel begleitet. Oistrach ist auch Solist des Eröffnungskonzerts und einer Konzert-Matinee in der Komischen Oper.

DAS WARSCHAUER QUINTETT spielt am 2. Oktober im Maxim-Gorki-Theater Werke von Bacewicz, Schumann und Dvořák.

NATALIA SCHACHOWSKA, sowjetische Cellistin, konzertiert mit dem Leipziger Rundfunk-Sinfonie-Orchester und mit der Dresdner Staatskapelle.

LEONID KOGAN gibt am 13. Oktober einen Violinabend mit Werken von Händel, Beethoven, Bach und Prokofjew.

## *Im Ausland zu Gast*

Zu den „Tagen der DDR-Kultur" in der Usbekischen Sowjetrepublik reisen namhafte Künstler unserer Republik nach Taschkent.

KURT MASUR, Chefdirigent der Dresdner Philharmonie, dirigiert in der usbekischen Hauptstadt zwei Konzerte mit Werken von Reinhold, Schubert, Brahms, Mozart, Weber und Beethoven.

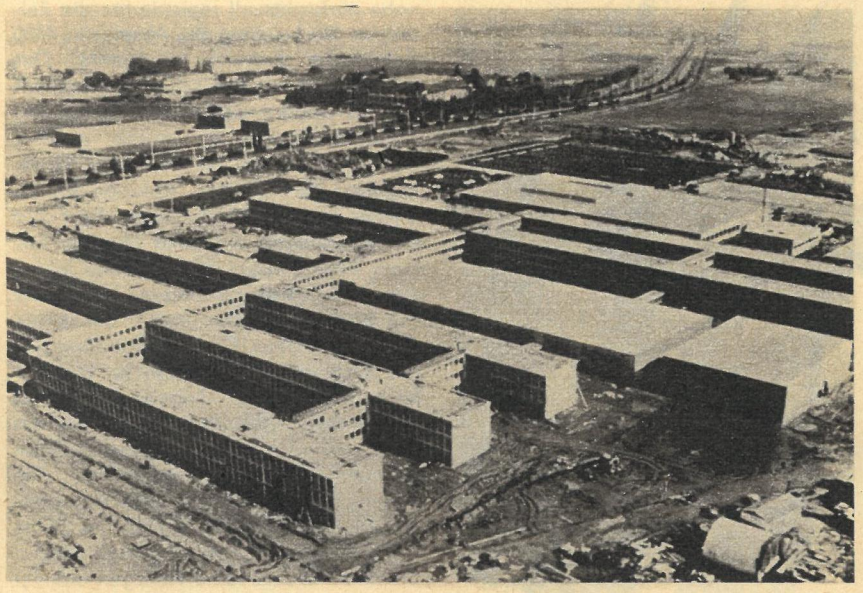
ANNEROSE SCHMIDT, die in einem dieser Konzerte als Solistin mitwirkt, wird weiterhin in Taschkent und Samarkand zwei Soloabende (Bach, Scarlatti, Strawinski, Schubert) geben.

CHRISTIAN FUNKE, Bach-Preisträger im Fach Violine 1968, und der Pianist PETER RÖSEL, Schumann-Preisträger, zwei erfolgreiche junge Künstler, erhalten bei diesen Kulturtagen internationale Aufgaben.

JÜRGEN HERMANN und das Große Tanzstreichorchester des Deutschlandsenders bestreiten in Taschkent zehn Abende. Solisten sind: Helga Endlich, Vera Schneidenbach, Siegfried Valendy und Peter Wieland. Nach dem Gastspiel in Taschkent reisen Orchester und Solisten zu 15 Veranstaltungen nach Leningrad und Moskau.

DAS TANZENSEMBLE DER DDR und eine Künstlergruppe mit zehn Solisten, einem Gesangsterzett und einer Instrumentalgruppe zur Gestaltung eines bunten Estradenprogramms werden ebenfalls in der Usbekischen SSR auftreten.

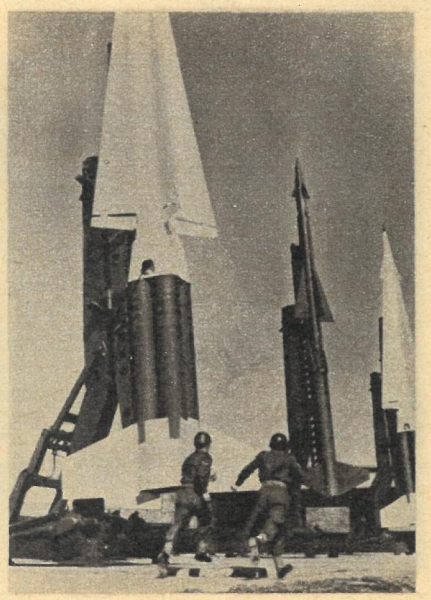
# Wird Brüssel Hauptquartier der Bonner Expansion?



Seit die französische Regierung auf eine aktive militärische Mitarbeit in der NATO verzichtet hat und das Hauptquartier des westlichen Militärblocks von Paris nach Brüssel (Foto oben) verlegt wurde, stellen Bonner Politiker ihre aggressiven Forderungen vor den Vertretern der anderen Mitgliedsstaaten noch unverschämter. Schon auf den ersten Sitzungen in Brüssel verlangte Kriegsminister Schröder von den NATO-Staaten, die Rüstungsausgaben auf Kosten der Sozialgelder zu erhöhen. Die Kette derartiger Ansinnen riß nie ab. Auf der letzten Tagung des Ständigen NATO-Rates forderte die Bonner Delegation angesichts der imperialistischen Niederlage in der ČSSR, die Truppenverbände der NATO-Staaten weiterhin zu verstärken und – nach Kiesinger – „den müden und lasch gewordenen Werktagsbetrieb" der NATO mit „neuem Leben zu erfüllen". Wozu? Das sagte er in Bonn: „Die Sowjetunion will den Status quo in Europa erhalten. Wir müssen den Status quo zu verändern versuchen."

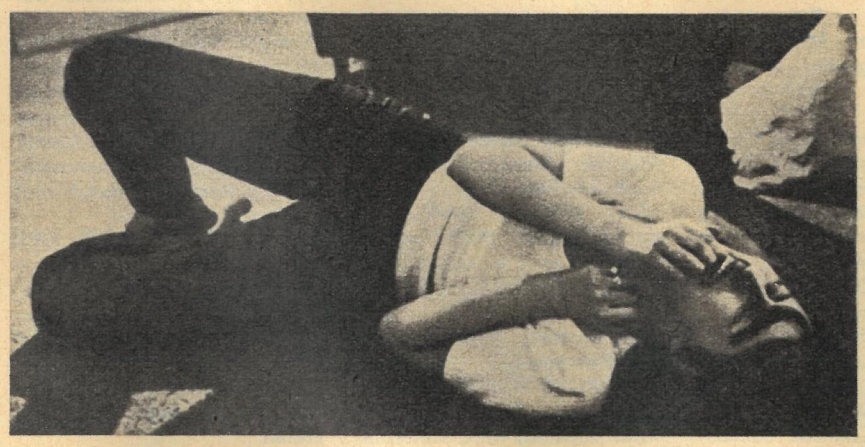
Diesem Ziel möchte Bonn immer wieder die NATO-Partner unterordnen. Vor allem die kleineren Staaten leiden darunter. Sie haben es nicht vermocht, sich dem politischen und wirtschaftlichen Druck Westdeutschlands zu widersetzen. Ihr Anteil an den Rüstungskosten der NATO sowie ihre Truppenkontingente sind – im Verhältnis zur Bevölkerung – größer als die Westdeutschlands oder der USA. G. L.

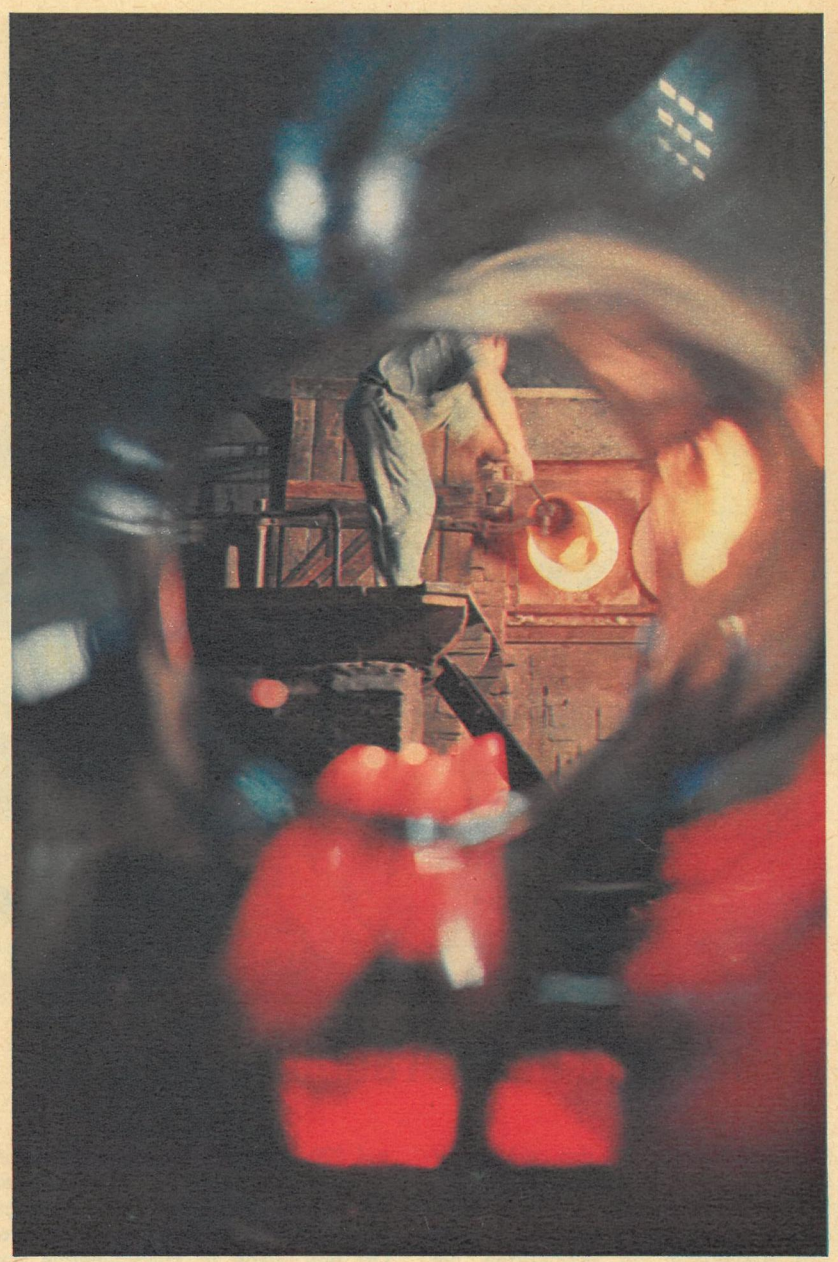
Fotos: Zentralbild



# USA: Staatsgelder für Rauschgiftbanden

Über 900 000 Dollar, die die amerikanische Regierung für eine „sinnvolle Freizeitbeschäftigung und berufliche Fortbildung von Jugendlichen" zur Verfügung gestellt hatte, kamen in Chicago zwei Jugendbanden zugute. Wie der neunzehnjährige Nicholas Dorenzo, stellvertretender Boß einer dieser Banden, gestand, wurden dafür Marihuana, Waffen und Schnaps gekauft. Die Anschaffungen stachelten die Banden zu verstärkten Konkurrenzkämpfen an, die mehrere Tote und Schwerverletzte zur Folge hatten. Angestellte des staatlichen Amtes für die Förderung der Jugendausbildung (so auch Dorenzo) entpuppten sich als Führer derartiger Banden. Foto: zb-Archiv





*Für den Geburtstagstisch*

# Glas – mehr, besser, billiger

Das Glasmachen mit der Pfeife wirkt zwar fotogen, ist aber eine schwierige Arbeit, die viel Geschick und Können erfordert. Kein Wunder, daß Mundglasbläser Seltenheitswert haben, obwohl auch in diesem Beruf gewisse Erleichterungen geschaffen wurden. So bläst der Walzenglasmacher im Farbenglaswerk Weißwasser zum Beispiel noch das Külbel (Anfangsstück) aus eigener Kraft, während Preßluft dann das vollständige Formen der 8 Kilogramm schweren und 140 Zentimeter langen Glaszylinder besorgt.

Ganz auf „Fremdenergie" ist dagegen die Schaumglasproduktion eingerichtet. Zur Herstellung dieses Wärmedämmstoffes im Schaumglaswerk Taubenbach wird eine Unmenge Gas benötigt, und jeder zuviel verbrauchte Kubikmeter erhöht die Kosten. Ein gut geführter Wettbewerb zu Ehren des 20. Jahrestages der DDR und eine vorbildliche Gemeinschaftsarbeit schufen die Voraussetzungen, daß durch Verlängerung der Schäumöfen die Taktzeiten reduziert und die für 1968 geplante Qualitätsverbesserung von 15 Prozent bereits auf über 20 Prozent gesteigert wurden.

Im Glasfaserwerk Steinach wurde vor kurzem die Entwicklung einer neuen Bindemittelkombination für Glasfaservlies abgeschlossen. Das Neue bei diesem Bindemittel besteht darin, daß durch Zusatz mineralischer Füllstoffe höhere Gebrauchseigenschaften des Glasfaservlieses eintreten. So werden vor allem die Reißlast erhöht und die Temperaturbeständigkeit verbessert. Außerdem werden durch die neue Technologie eine beachtliche Kostensenkung und die Reduzierung des Fasereinsatzes sowie des Energieverbrauchs erzielt. Inzwischen wurden bereits über fünf Millionen Quadratmeter nach dem neuen Verfahren hergestellt und das neue Bindemittel patentrechtlich fixiert.

Gute Arbeit leisten die Kollegen des Flachglaswerkes Uhsmannsdorf: Sie erfüllten den Teiljahresplan 1968 in Tafelglas mit 45 000 Mark über den Plan. Gemeinsam mit dem Diplomchemiker des Werkes erarbeiteten sich die Kollegen aus der Gemengeaufbereitung und der Generatorenstation konkrete Kennziffern für die Führung des sozialistischen Wettbewerbs. Das Besondere an diesem Wettbewerb ist, daß er einmal bereits im Anfangsstadium der Glasherstellung, der Gemengeaufbereitung, beginnt, und zum anderen das Beispiel für die anderen Flachglasbetriebe des Industriezweiges gibt. Mit der Anwendung der erarbeiteten exakten technologischen Parameter, wie Anteil der Sandfeuchte, Kalorienwert des Gases, tragen die Kollegen dieser Abteilung wesentlich zur richtigen Durchführung des technologischen Regimes bei der Glasschmelze und der Stabilität der Wannenverhältnisse bei. Alle diese guten Erfahrungen werden im Industriezweig ausgewertet.

Foto: Arndt

# 626

## *Für unsere Freunde in Vietnam*

16 228 Mark befinden sich jetzt auf unserem Sonderkonto „Zeit im Bild", Postscheckkonto 626, Dresden. Daran beteiligt sind unter vielen anderen der 89jährige Partei- und Gewerkschaftsveteran Hermann Heuflich aus Frankfurt a. d. Oder mit 20 Mark, die WPO Reichenberg bei Dresden mit 125 Mark, die Teiloberschule Frauenhagen, Kreis Angermünde, mit 100 Mark, die WPO 8 der SED Pirna mit 87 Mark und O. Rief aus Eberswalde mit 5 Mark. Auch Herbert Brix aus Preußnitz schickte wieder 10 Mark für die Kinder Vietnams. Pastor H. Adamy aus Leopoldshagen, Kreis Ueckermünde, schreibt in einem Brief an unsere Redaktion: „Ich habe mich sehr über den schönen Kinder-Dankesgruß gefreut. Das Bildchen strahlt in seiner Farbgebung lichtes Leben aus und weist damit symbolisch auf eine Welt hin, in der für alle Frieden und Freiheit besteht. Einen kleinen Baustein zu dem großen Werk des Friedens habe ich mit gleicher Post an das Solidaritätskonto überwiesen." Und wenn auch Sie, liebe Leserinnen und Leser unserer zb, sich mit einer Spende beteiligen möchten, so füllen Sie bitte eine Zahlkarte mit der oben genannten Anschrift aus.

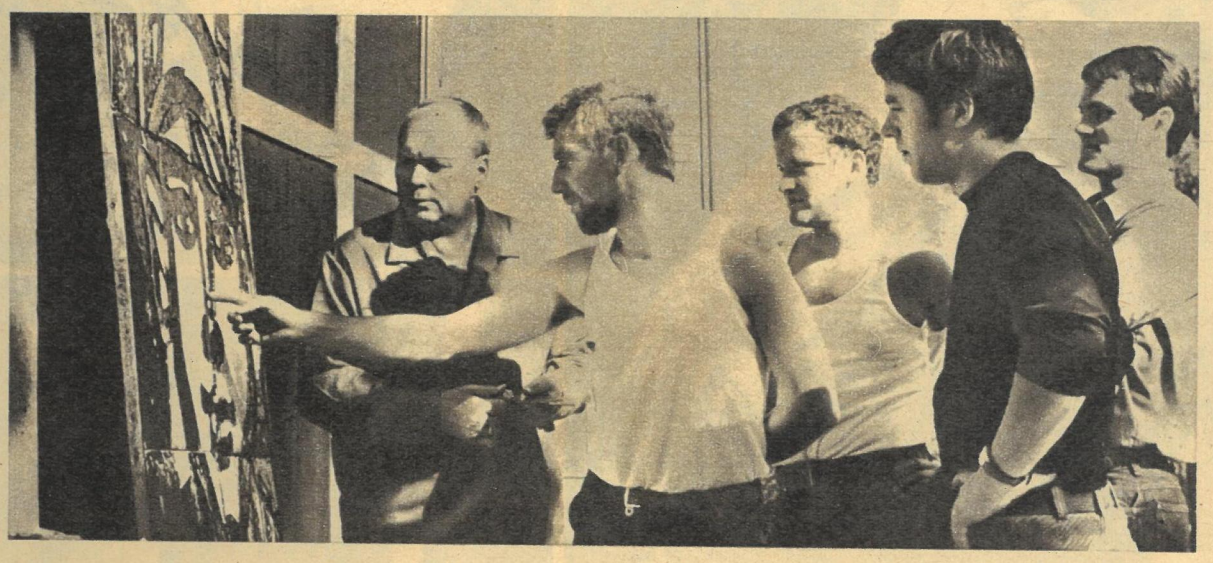
**Bis zu 20 Tonnen kochfertige Kartoffeln liefert täglich der neue Schälbetrieb in Zerkwitz bei Lübbenau für die Großküchen der Kohle- und Energiebetriebe sowie für Sozialeinrichtungen. Geschält wird nach einem modernen Laugeverfahren, dem sich das Entfernen der sogenannten „Augen" durch viele fleißige Frauenhände anschließt.**

**Tausende Braunschweiger verhinderten am 10. September die auf dem Burgplatz geplante Hetzkundgebung der neofaschistischen NP. Das Auftreten Adolf von Thaddens, der die Demonstranten als „Horden des Kommunismus" beschimpfte, endete in einem Konzert von Pfiffen und Pfuirufen.**

**Im Stadion „Annasser" von Algier begann dieser Tage das 2. Nationale Festival der algerischen Folklore. Am Endausscheid des Festivals beteiligten sich 44 Ensembles aus allen Teilen des Landes.**

**Eine beträchtliche Ertragssteigerung konnte die LPG Ganzlin am Plauer See durch den Bau einer Beregnungsanlage erzielen. Vier Pumpen befördern das Wasser aus dem See in ein 8000 Meter langes unterirdisches Rohrleitungssystem, an dessen 146 Hydranten die rollenden Regnerflügel angeschlossen werden.**

Fotos: Zentralbild



**Studenten des 5. Studienjahres Malerei der Hochschule für Angewandte und Bildende Kunst Berlin-Weißensee beraten mit ihrem neuen Rektor, Professor Walter Womacka, über die Gestaltung eines Wandbildes für das Ministerium für Bauwesen. Die Arbeit, deren Abmessung 15 × 6 Meter beträgt, veranschaulicht die Entwicklung des Bauwesens von der alten ägyptischen Baukunst bis heute und soll im Oktober an der Erkerwand des Ministeriums angebracht werden.**

zb

Redaktionskollegium: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz

Verlagsdirektor: Günther Zumpe

Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf

Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

Druck: (13) Berliner Druckerei, 102 Berlin, Dresdener Straße 43

Anzeigenverwaltung: DEWAG WERBUNG, 806 Dresden
Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 1953
Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 0,30 M, Abonnementspreis monatlich 1,30 M
Bankkonto: Industrie- und Handelsbank Dresden 4/1862
Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
Postanschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden, Radeberger Straße 14b. Ruf 5 16 16, 5 17 65, Telex Dresden 02 412
Berliner Büro: Lilo Winter, 104 Berlin, Reinhardtstraße 14, Ruf 42 093 305

# Berlstedt kooperiert auch kulturell

**Mit dem Baß: Schmiedemeister Wolfram von Sachsenhausen.**

**Am Klavier: Lehrer Probst mit Schweinezüchter Karl-Heinz Wilhelm.**

**Nicht immer am Steuerrad: Gärtner Seidemann aus Vippachedelhausen spielt die Violine.**

**Die Geige am Kinn: Tischlermeister Möller von Großobringen.**

Berlstedt – der Name des einst unbedeutenden Dörfchens im Norden Weimars hat heute besonderen Klang. Berlstedt – das klingt nach modernster Organisation sozialistischer Landwirtschaft, nach vorbildlicher Großproduktion der Genossenschaftsbauern eines halben Landkreises, nach rationellstem Einsatz neuer Technik, nach unterirdischen Milchadern von der Kuh zur Molkerei, nach neuartigen Experimenten mit Kooperationsketten vom Erzeuger zum Verbraucher. Berlstedt – das klingt heute schon nach der Agrostadt nicht mehr allzu weiter Zukunft.

Wie klingt es im Kooperationsbereich noch, wenn abends in den großen Fenstern des Landwarenhauses die Lichter aufflammen?

Geh' in die Schmiede von Sachsenhausen und frag' Meister Wolfram, der Hände hat, denen man zutrauen möchte, daß sie ein Hufeisen biegen, nicht aber... Nach Weiden geh' zum Haus des Genossenschaftsbauern Petzoldt und lausche an der Stubentür. In Großobringen mache halt bei der Tischlerei von Meister Möller. Gärtner Seidemann besuche in Vippachedelhausen, und sage bei der Gelegenheit auch gleich den Lehrersleuten Probst ein Gutentag. In Berlstedt bei Hißbachs, der Familie des Schweinemeisters, bringen dir Frau, Mann und Sohn vielleicht ein Ständchen. Und wenn du irgendwo in einem der Dörfer den zweirädrigen Autoanhänger mit der Aufschrift „Zentraler Klubrat" stehen siehst, dort ist auch Filmvorführer Frese nicht weit. Sicher auch kreuzt mit einem voluminösen BMW-Kombi – auf der Ladefläche Filmrollen, Aktenberge, Fotostapel, Musikinstrumente, Transparente, Bilder, Sportgeräte, Kameras undwasweißichnoch – „Günther-Willem" deinen Weg. „Zentraler Klubrat im Kooperationsbereich Berlstedt" heißt es in Konzeptionen, Beschlüssen, Broschüren, „Modellen", Reden und Versammlungen. Die Bauern an der Theke im Vippachedelhausener Kulturhaus meinen dasselbe, wenn sie „Günther-Willem" sagen.

Wilhelm Günther ist Vorsitzender des Zentralen Klubrats. Hier im Klub findest du sie alle auf einmal: Filmvorführer Frese hat sein Cello gestimmt, Schweinemeister Hißbach schon mehrmals die Querpfeife angesetzt, Lehrer Probst seine Noten auf den Klavierdeckel gebaut (dieweil seine Gattin dem Berlstedter Frauenchor die Töne zum Einsingen vorgibt), Gärtner Seidemann, Tischler Möller und Genossenschaftsbauer Petzoldt entlocken ihren Violinen im vorhinein einige Kaprizen, während Schmiedemeister Wolfram – ein Kerl wie ein Bär – draußen auf dem Hof behutsam einen großen Baß aus einem alten PKW zieht, auf seine massive Schulter lädt und zum Saal herein bugsiert.

Das Konzert kann beginnen. Das Chorkonzert. Denn wenn der Orchesterleiter und Feldbaubrigadier Ernst Ullrich aus Vippachedelhausen mit seinem Bogen zum ersten Streich ansetzt, gibt er zugleich einer Vielzahl sangesfreudiger Dorfbewohner – alt und jung – das Zeichen zum Einsatz. Nun zeigt, was ihr könnt. Denn wir sind nicht mehr unter uns. Die Berlstedter Frauen wissen, was Singen heißt, und sogar aus dem Nachbarkooperationsbereich ist ein Chor gekommen, der Kleinobringer. Es geht heute um den gemeinsamen Auftritt zum Kreissängertreffen im Weimarer Schloß Belvedere. Ein jedes Grüppchen gibt erst einmal seine musikalische Visitenkarte ab. „Setz ich mir ein Bäumchen, ein Bäumchen..." – „Mein Mädel hat ein' Rosenmund" – „Für den Frieden der Welt steht die Menschheit auf Wacht..." Das letzte ist dann schon ein Massenlied. Kann sich hören lassen, die Kooperation in Sachen Kultur. Für die Chöre ist sie erstmalig. Im allgemeinen aber ist sie längst eine Selbstverständlichkeit im Berlstedter Bereich. Mit dem Orchester hat es angefangen, die Gemarkungen des Kooperationsgebiets bereits überschreitend. Töne, die im Einzelbauernalltag schon fast verschüttet waren oder allenfalls als ganz privater Sonntagsspaß galten, wurden in der Gemeinsamkeit wiedergewonnen, vervielfacht und schöner durch den Zusammenklang.

Es begann vor drei Jahren. In jedem Dorf sorgte bereits ein Klub für kulturelles Leben und fachliche Weiterbildung. Doch wen gemeinsame Arbeit weit über die Dorfgrenzen hinaus verbindet, der meldet auch geistige Bedürfnisse an, die nicht am Ortsschild haltmachen. Auch auf dem Lande gilt der Satz Walter Ulbrichts, daß weitere wirtschaftliche Erfolge und die Erhöhung des Lebensniveaus vom wissenschaftlich-technischen und kulturellen Niveau der Produzenten und ihrer Leiter abhängen. Warum sollten ein jedes Dorf und eine jede Genossenschaft ihre geistigen Äcker für sich allein bestellen, während man doch ansonsten weit in die Zukunft hinein in ganz anderen Dimensionen plant?

Der Zentrale Klubrat wurde notwendig. Dieses koordinierende Gremium für die

geistig-kulturellen Potenzen im Kooperationsbereich hatte von Anfang an nicht den Ehrgeiz, die Dorfklubs ihrer Selbständigkeit zu berauben oder seine Wirksamkeit an Besucher- und Veranstaltungsziffern zu messen. Es nahm sich den Perspektivplan des Bereichs zur Arbeitsgrundlage und entwickelte ein langfristiges Programm, mit welchen kulturpolitischen Mitteln die Entwicklung neuer Persönlichkeiten und der sozialistischen Gemeinschaft am sinnvollsten zu fördern sei.
Das Streichorchester wurde der erste sichtbare Erfolg kultureller Kooperation. Doch wenig später schon stellten sich auch aus der Stadt Partner ein. Sie kamen aus dem Weimarer Schloß und unterzeichneten einen Vertrag. Bald darauf konnte man eines Samstagsnachmittags ein munteres Völkchen an der Dorfstraße in den Sonderbus klettern sehen. Die Reise ging zum Weimarer Frauenplan ins Haus Goethes. Jahrzehnte hatte so manche Bäuerin nur wenige Kilometer entfernt davon von früh bis spät gerackert, der Einladung des Herrn Geheimrats „Kämen Sie getrost herein" jedoch nie Folge leisten können. Es wurde ein froher, ein lehrreicher Nachmittag. Und was das Wichtigste war: Er führte zu neuen Horizonten.
Mitarbeiter der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätte der klassischen deutschen Literatur kommen seitdem regelmäßig in die Dorfklubs zu literarischen Plauderstündchen, lesen Gedichte, Heiteres aus dem Schaffen der großen Weimarer Humanisten, erzählen für die Frauen aus dem Leben Christianes, der Weimarer Kranzbinderin und Frau Goethes. Doch die „Goethe-Onkels" sind nicht die einzigen vertrauten Gäste im Klub. Und das Haus am Frauenplan ist nicht die einzige vertraute Kulturstätte für die Genossenschaftsbauern geblieben.

# Berlstedt kooperiert auch kulturell

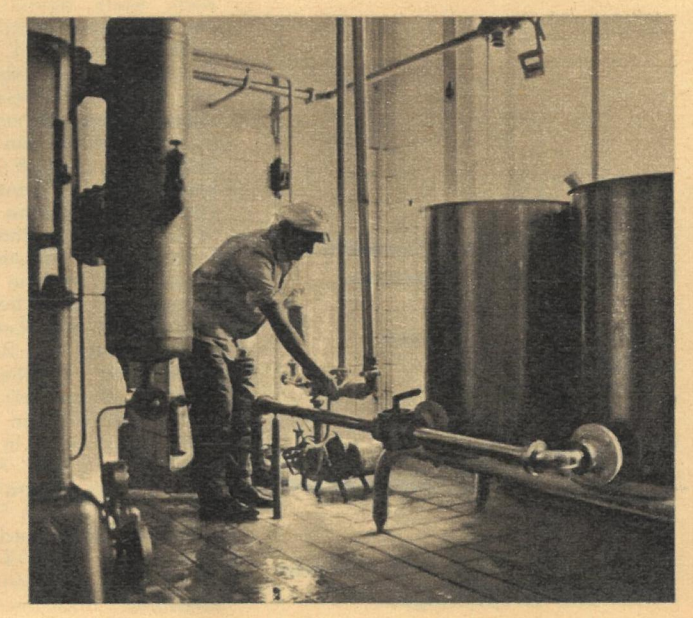
**Wirken wie Fabrikhallen: Rinderställe der Kooperation Berlstedt.**

Fotos: Volkmar Billeb
Text: Volker Müller

**Hier endet die Milchpipeline: die kooperationseigene Molkerei (rechts unten).**

**Viehzüchter von heute: Das neue Leben begann mit dem neuen Charakter der Arbeit (links unten).**

Hand aufs Herz: Wer wäre wohl allein in die Stadt gefahren, um sich beide Teile von Goethes „Faust" im Theater anzusehen? Doch gemeinsam darauf vorbereitet, war alle falsche Scheu, es könne „zu hoch hinaus gehen", bald wie weggeblasen. Ganz im Gegenteil: Nach zwei festlichen Abenden im Deutschen Nationaltheater gab es im Klub sehr herzliche Gespräche mit den Künstlern. Generalmusikdirektor Gerhard Pflüger ließ es sich nicht nehmen, aufs Dorf zu kommen, um mit dem Streichorchester gemeinsam zu proben. Was es da mit großem Spaß alles zu lernen gab. Die nächste Idee war rasch geboren: Auf ins Musikarchiv des Senders Weimar, um Interpretationsvergleiche anzustellen. Ähnliche Impulse für das Volkskunstschaffen gehen auch von weiteren Kooperationspartnern aus: Mit Schallplattenabenden, Diskussionskonzerten, Kunstausstellungen haben sich angesagt die Verbände der Komponisten und bildenden Künstler. Der Lichtspielbetrieb hat nicht lange gezögert, als die Berlstedter mit dem Wunsch kamen, eine komplette Filmapparatur in eigene Regie zu nehmen. Seitdem gestaltet der Zentrale Klubrat das Kinoprogramm für sämtliche Orte seines Bereichs nach eigenem Ermessen entsprechend den speziellen Erfordernissen und Wünschen, vom Lehrstreifen „Bodenfruchtbarkeit" bis zum Reprisenabend „Ludwig van Beethoven".
Aus Erfurt kommt des öfteren der Schriftsteller Kurt Steiniger, treibt sich auf allen möglichen Sitzungen herum, weicht dem Vorsitzenden, dem Mitglied des Zentralkomitees der SED Karl Thoma, nicht von der Seite, taucht mal hier im Stall, mal dort auf dem Feld auf. „Du paß auf", kann man dann hören, „nimm dich vor dem in acht, wenn du kein Romanheld werden willst." Allen Ernstes: Dem Meister der Feder geht es um Studien für den zweiten Teil seines Romans „Der Schöpfungstage sind nicht sechs". Es sollte wirklich nicht verwundern, wenn sich der Martin Dill, der so wenig entscheidungsfreudige Held des ersten Teils, in punkto Blick fürs Ganze und zielstrebige Leitung nunmehr vom Thoma-Karl einiges abgeguckt hätte.



*Dr. Witzlack antwortet*

# *Singen wie die Alten?*

Daß der Apfel nicht weit vom Stamm fällt, ist eine feststehende Tatsache, die meist – nicht immer – auch im übertragenen Sinne gilt. Die Kinder ähneln nicht nur äußerlich in vieler Hinsicht ihren Eltern, sondern noch mehr im Verhalten. Sie übernehmen viele Einstellungen, Wertungen und Charaktereigenschaften der Eltern in modifizierter Form. Handelt es sich um positive Eigenschaften, sind wir gern bereit, uns als geistiger oder biologischer Urheber zu bekennen; bei negativem Verhalten verweisen wir gern auf Ähnlichkeiten in der weiteren Verwandtschaft, am liebsten auf die des Ehepartners, falls dieser nicht sogar selbst in Betracht kommt. Dabei haben wir oft allen Grund, die Antwort auf die selbstgestellte Frage „Von wem hat er das denn bloß?" in unserem eigenen Verhalten zu suchen. Je jünger die Kinder sind, um so deutlicher wird der Zusammenhang zwischen dem Vorbild der Eltern und den Reaktionsweisen der Kinder sichtbar. Wenn wir uns nur genügend Zeit nehmen, den Phantasiespielen der Kinder zuzuschauen, erkennen wir uns selbst in vielem wieder. In diesen Rollenspielen, wie sie auch genannt werden, identifizieren sich die Kinder mit den Sozialrollen der Eltern im täglichen Leben. Wenn beim Vater- und Mutterspielen der eigene Sprößling in der Rolle des Vaters von der Arbeit nach Hause kommt, die Schuhe auszieht und unordentlich stehenläßt, das Jackett irgendwo ablegt, nach einer alten Zeitung greift und zu einer emsigen Spielgefährtin ungeduldig ruft: „Wo bleibt mein Essen?", dann muß man nicht unbedingt Psychologe sein, um den Stammvater zu erkennen.

Die jüngeren Kinder übernehmen die Verhaltens- und Denkweisen der Eltern in erster Linie durch Nachahmung, ohne darüber zu reflektieren. Sie bemühen sich, ihrem Vorbild möglichst gleich zu handeln, ohne wertend Stellung zu nehmen. Das zeigt sich bei der Nachahmung einfacher handwerklicher Fertigkeiten genauso wie bei sozialen Verhaltensweisen. Ich beobachtete kürzlich, wie ein Dreijähriger seinen Vater inständig um einen Hammer bat, um ein Spielzeug zu reparieren. Als der Vater einen Spielzeughammer aus Gummi anbrachte, schleuderte ihn der Sohn in hohem Bogen weg und rief erregt: „Den will ich nicht, der geht nicht!" Im stillen mußte ich denken: „Ganz der Vater", der einige Stunden zuvor bei der Reparatur eines Gartenzaunes seinen großen Sohn bat, eine Zange zu holen, und als dieser eine Flachzange anbrachte, sie mit den Worten beiseite warf: „Die kann ich nicht gebrauchen, ich meinte eine Kneifzange, das mußt du doch sehen!"

Der Vater fragte mich, den Fachmann, wo sein Dreijähriger die Neigung zu derartigen effektiven Reaktionen her habe und was man dagegen tun könne. Es gibt nur eine Antwort: Man muß seine Kinder genau beobachten und die Ergebnisse zum Anlaß nehmen, über die Vorbildwirkung des eigenen Verhaltens vorurteilsfrei nachzudenken. Und selbstverständlich sollte man – wenn erforderlich – sein Verhalten ändern. Häufig amüsieren wir uns jedoch, wenn wir feststellen, daß ein kleines Kind erstmalig in analoger Situation Kraftausdrücke gebraucht, die Erwachsene im Zorn verwendet haben. Bei älteren Kindern pochen wir dagegen oft auf unsere äußerliche Autorität, wenn sie versuchen, unsere eigenen Schwächen für sich selbst in Anspruch zu nehmen, und zitieren in dieser oder jener Form das lateinische Sprichwort: „Quod licet Jovi, non licet bovi." *) Dann ist es schon besser, wir geben unseren Mangel offen zu und erklären unseren Kindern, warum wir ihnen in diesem einen Fall nicht anraten können, so zu zwitschern, wie die Alten sungen.

*) Was Jupiter erlaubt ist, ist dem Ochsen noch lange nicht erlaubt.

Foto: Buschmann

Mit Rembrandts weltberühmtem Goldhelmträger hat er nichts gemeinsam. Sein Kopfputz-Schutz ist weder aus blankem Metall noch filigran ornamentiert. Dennoch, die glitzernde Kappe, die er trägt, ist nicht weniger wertvoll, sie ist in den Kreisen aller Pferdesportliebhaber äußeres Erkennungszeichen des siegreichen Champions der DDR. Sein Name: Egon Czaplewski.

Seit 1954 trägt der heute 37jährige Meisterjockey diese geschätzte und hart umkämpfte Auszeichnung und steht damit weit und breit auf einsamer Höhe. In jeder Saison muß selbstverständlich diese ehrenvolle Würde des Besten neu erkämpft werden, was durch die Addition aller im Rennjahr errungenen Siege erfolgt. Indes, bei der Endabrechnung lag bisher Egon Czaplewski stets um einige Nasenlängen voraus, und Dr. Dr. Gereke, der Präsident der Zentralstelle für Zucht- und Leistungsprüfungen der Vollblut- und Traberpferde, schwört, daß es auch 1968 so sein wird. Das, obwohl die Konkurrenz mit solchen erfahrenen Reitern wie Klaus Otto, Alexander Mirus, Wilfried Flüshöh und anderen keineswegs schwach ist. Dennoch zeigte die Statistik vom Juli 68, daß Galopper-As Czaplewski mit 35 Siegen wiederum Spitzenreiter war. Mit 14 errungenen Championaten hat er längst den in Fachkreisen fast legendären englischen Jockey Gordon Richards, der nach 12 Championaten von der Queen zum Sir geschlagen wurde, um zwei Längen hinter sich gelassen. Ein Erfolg, der sich sicher sehen lassen kann, zumal die DDR mit ihren 600 Vollblütern recht schmal gegenüber ausländischen Ställen dasteht. Unsere vier Vollblutgestüte (Graditz, Görlsdorf, Boxberg, Lehn) und die zwei Trabergestüte (Lindenhof, Prieros) haben unter ihrem bescheidenen Vierbeiner-Reservoir zwar mit „Monet", „Zigeunersohn", „Samariter", „Tatsache" und anderen einige hervorragende Pferde, dennoch aber erhebliche Sorgen, wenn internationale Meetings bevorstehen. Die Zeit, in der Egon Czaplewski und sein genauso erfolgreicher Trainer Ewald Schneck mit „Fahnenträger", „Maranon", „Ondra" und nicht zu verges-

zb-BESUCH BEI EGON CZAPLEWSKI

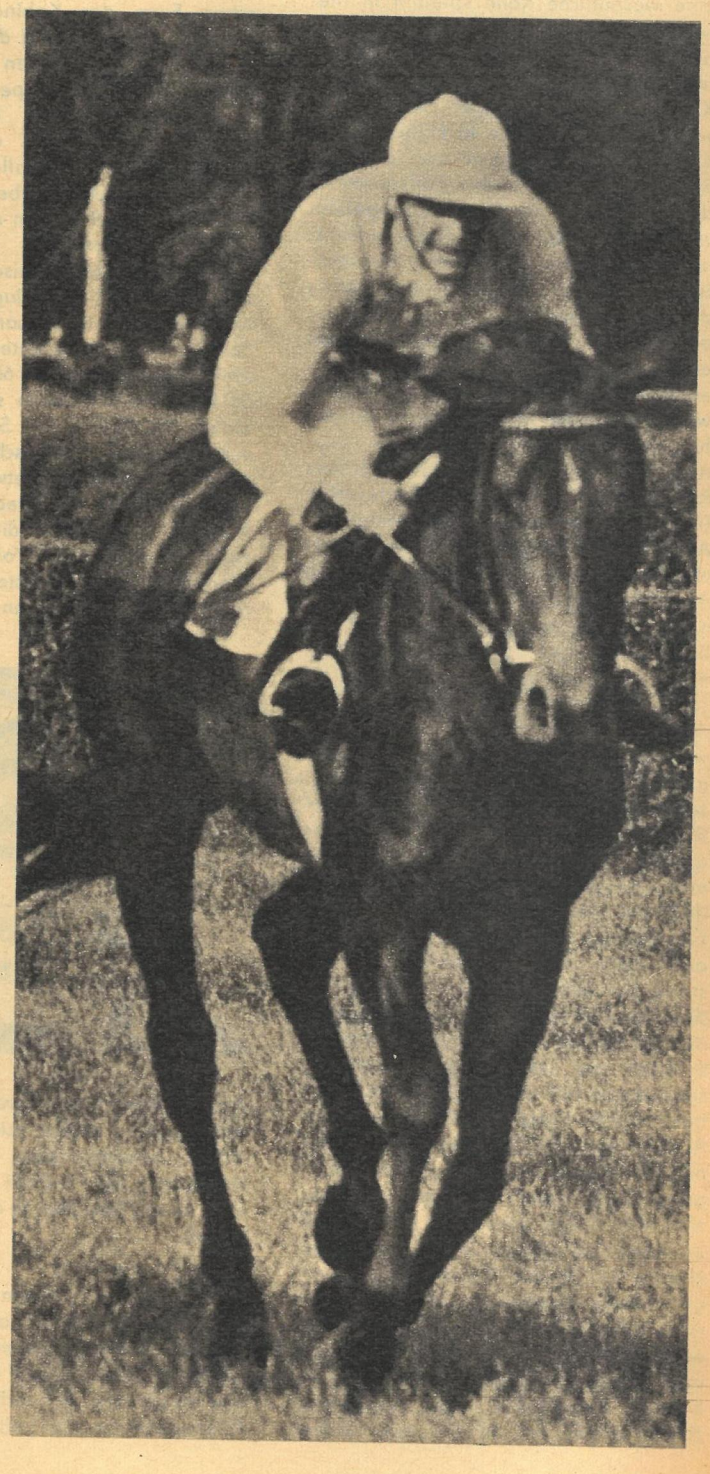
# Der Mann mit dem Goldhelm

sen „Tannenhäher", der 1957 auf Anhieb den Großen Preis der DDR und das Derby gewann, überdurchschnittliche Klassepferde an den Start bringen konnten, wird von den Verantwortlichen heute nur noch wehmutsvoll rekapituliert. Aber sobald unser Mutterstutenbestand von 250 Tieren erweitert ist und Importe die Blutlinien verbessert haben, wird man auf den sieben Rennplätzen unserer Republik wieder rasantere Flitzer sehen als in den letzten Jahren. Denn Vollblutzucht und Rennsport sind nicht Selbstzweck. „Die Rennen", so Dr. Dr. Gereke, „erfreuen nicht nur die Zuschauer, sondern dienen auch der Landespferdezucht und heben dadurch das Ansehen unseres Staates im Ausland ganz erheblich."

Egon Czaplewski hat bei Rennen in Warschau, Wien, Prag, Paris, Budapest, Moskau und in Westdeutschland viele Erfolge erzielt. Bei etwa 5000 Ritten kam der 1,62 Meter große Sportler nahezu 1250mal zu Siegeslorbeeren. Allmählich naht aber die Zeit, da er die Rennstiefel an den berühmten Nagel hängen wird und selbst das Training übernimmt. Der Laie mag annehmen, daß über Sieg und Niederlage nur das Pferd entscheidet. Das ist ein Irrtum. Ausschlaggebend für den Erfolg sind das Können und die Erfahrung des Reiters, sein Anpassungsvermögen an das Pferd. Und immer wieder hartes Training an sich selbst. Egon Czaplewski, der seine Laufbahn mit einem Körpergewicht von sage und schreibe 28 Kilogramm begann, bringt heute 54 Kilo auf die Waage. Vor jedem der über 40 Renntage des Jahres aber schwitzt und hungert er sich ein bis zwei Kilo herunter und verliert weitere Pfund an jedem Startmittwoch oder -sonntag. Trotzdem verzehrt er weder Kartoffeln oder Teigwaren, noch genehmigt er sich ein Bier.

Doch nicht nur in den Rennarenen unserer Republik und des Auslandes ist Egon Czaplewski für seine zahlreichen Freunde Vorbild. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der Mann mit dem Goldhelm auch seine gesellschaftlichen Verpflichtungen durch die Mitarbeit im Nationalrat der Nationalen Front vorbildlich erfüllt. So gesehen stimmt das abgewandelte historische Wort, das die Eleven von Görlsdorf von ihrem Champion sagen: Er ist ein Reiter ohne Furcht und Tadel!

**Der Name Egon Czaplewski ist in den letzten Jahren fast zu einem Synonym für den Pferderennsport in unserer Republik geworden. Uberall, wo der Champion auf den Rennbahnen unserer Republik am Start ist, bietet er den Turffreunden einen nahezu hundertprozentigen Tip für ihre Einlaufwette.**



## DAS PROFIL

Egon Czaplewski
Geboren 1931 in Berlin
1946–1950 Jockeylehrling in Berlin
1952–1954 in Dresden tätig
Seit Ende 1954 Erster Stalljockey beim VE-Gestüt Görlsdorf
Seit 1954 ununterbrochen Champion der DDR
Vierfacher Aktivist
Mitglied des Nationalrates der Nationalen Front
Verdienstmedaille der DDR
Vaterländischen Verdienstorden in Silber
Internationaler Meisterjockey
Verheiratet, eine Tochter
Lebt in Neuenhagen bei Berlin

Text und Fotos: Helmut Raddatz

HEINZ MIELKE: DIE ENKEL DES K. E. ZIOLKOWSKI (3)

# Schwerelos im All

Trotz der stürmischen Fortschritte, mit denen die Raumflugtechnik nach zehn Jahren ihrer praktischen Bewährung aufzuwarten hat, bleiben die großen Schwierigkeiten unverkennbar, die sich besonders dem Raumflug des Menschen in den Weg stellen. Fragen der Zuverlässigkeit technischer Hilfsmittel, der Sicherheit bioastronautischer Vorkehrungen und damit des optimalen Abbaus von Risiken, üben einen viel stärkeren Einfluß auf alle Planungen und Projekte aus, als es sich die Pioniere des wissenschaftlich begründeten Raumfahrtgedankens (Ziolkowski, Esnault-Pelterie, Oberth und andere) anfänglich auszumalen vermochten.

Nachdem die raketentechnischen Voraussetzungen des Raumfluges grundsätzlich geklärt waren, begann man in der Sowjetunion etwa um 1949 in größerem Umfang mit der systematischen Erforschung aller bioastronautischen und raumflugtechnischen Probleme, die mit dem Flug des Menschen in den Weltraum zusammenhängen. Zunächst ging es darum, den vom Höhen- und Schnellflug in der Luftfahrt her gegebenen biomedizinischen Erfahrungsbereich schrittweise zu den besonderen Bedingungen des Raketenfluges zu erweitern. Eine wesentliche Rolle spielten in diesem Programm Tierversuche, bei denen nach sorgfältiger Vorbereitung Hunde in speziellen „Raumanzügen" und Kabinen von einstufigen Forschungsraketen der „A"-Serie in Höhen bis zu 452 km emporgetragen und anschließend mit verschiedenen Fallschirmlandungsverfahren zur Erde zurückgeführt wurden. Man kam zu der sehr wesentlichen Feststellung, daß unter bestimmten Vorkehrungen die beim Aufstieg der Rakete und bei der Rückführung auftretenden Belastungen auch von einem höher entwickelten Organismus ertragen werden können. Außerdem wurden wertvolle technische Erfahrungen hinsichtlich der zweckmäßigsten bioastronautischen Ausrüstung künftiger Raumfahrer und ihrer Sicherheitsgeräte (Fallschirmsysteme usw.) gesammelt.

Auf der Grundlage dieser Forschungs- und Versuchsarbeiten konnte man es in der Sowjetunion wagen, gleich den noch 1957 gestarteten zweiten künstlichen Satelliten („Sputnik 2") zum ersten Biosatelliten der Raumfahrtforschung zu machen. Der Einsatz der berühmten Weltraumhündin „Laika" erwies sich für die Raumfahrtmedizin allgemein und für die weiteren sowjetischen Vorbereitungen auf den ersten Raumflug eines Menschen speziell von größtem Wert. Wurde doch damit erstmalig der praktische Nachweis erbracht, daß ein dem menschlichen ähnlicher Organismus zumindest für einige Tage auch dem absolut ungewohnten Zustand der Schwerelosigkeit ohne Schaden für die wichtigsten Lebensfunktionen gewachsen ist. Gleichzeitig demonstrierten die sowjetischen Raumfahrtspezialisten mit diesem Experiment den beachtlichen Vorsprung ihrer Raumflug-Ausrüstungstechnik (hermetische Kabine mit Klimaregelung, Fernsehbildübertragung usw.) sowie der Nutzmassekapazität ihrer Trägerraketen. In diesem Fall brachten sie schon 508,3 kg reiner Nutzmasse in die Umlaufbahn. Nach gründlicher Auswertung der funktechnisch übertragenen biologischen Meßwerte festigte sich die Gewißheit, daß man mit guten Aussichten darangehen konnte, den ersten Raumflug eines Menschen weiter vorzubereiten. Dabei blieben allerdings noch zahlreiche und manchmal erst überraschend auftauchende Schwierigkeiten zu überwinden. Bevor man einem Raumflugkörper erstmalig einen Piloten anvertrauen konnte – nicht umgekehrt, dem Piloten den Raumflugkörper, wie einer der Mitarbeiter Koroljows, Ingenieur Alexei Iwanow, in einem Prawda-Artikel betonte –, mußte die zweckmäßigste konstruktive Gesamtlösung gefunden und in allen Einzelheiten getestet werden. Deshalb wurde beschlossen, bei den ersten Einsatzerprobungen wiederum Versuchstiere (Hunde) den Platz der späteren Raumfahrer einnehmen zu lassen. Ehe es aber so weit war, entstanden zahlreiche Komplex- und Detailentwürfe sowie entsprechende Labormuster, mit deren Hilfe die geeignetsten Lösungen für Einzelteile und Baugruppen in langen Testserien ausgewählt werden konnten.

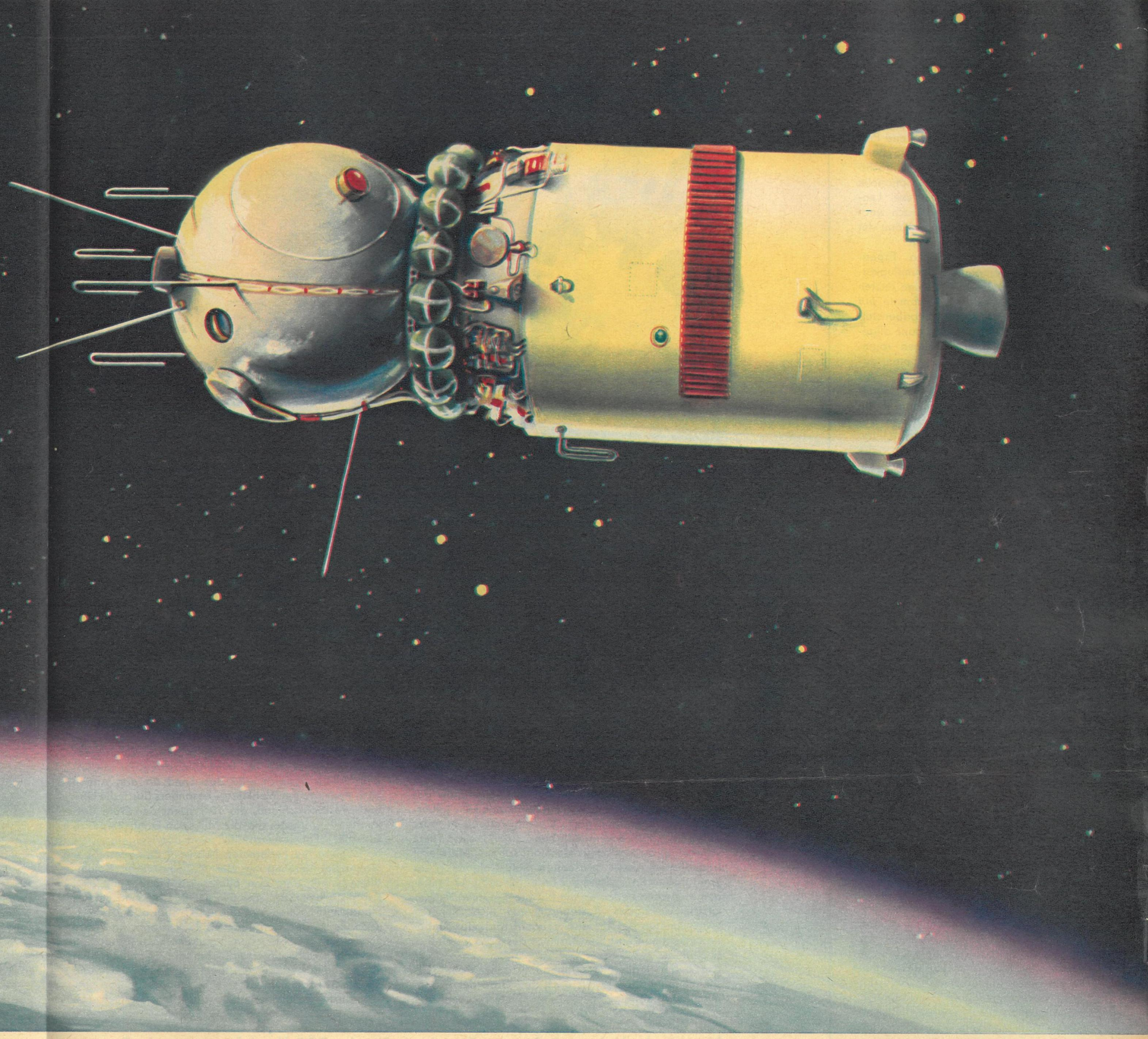
Wie Iwanow berichtete, gab es dabei viele heftige, aber fruchtbare Diskussionen zwischen den Vertretern der verschiedenen Konstruktionsvarianten des späteren „Wostok"-Raumflugkörpers. Die große fachliche Autorität Koroljows führte auch in diesem Fall die endgültige Entscheidung herbei. Es blieb schließlich bei der bekannten sphärischen Form des Kabinen- und Rückkehrteils, der dann mit den zwei kegelstumpfförmigen Schalen einer zusätzlichen Gerätebaugruppe die vollständige Raumflugeinheit bildete. Diese Lösung entsprach auf einfachste und zweckmäßigste Weise allen Anforderungen, die als wichtigste bei dem unerhört kühnen ersten Schritt in raumflugtechnisches Neuland zu berücksichtigen waren. Über die technische Ausrüstung der „Wostok"-Raumflugkörper teilte Iwanow einige interessante Details mit. So gehörten dazu unter anderem 241 Elektronenröhren, über 600 Transistoren, 56 Elektroservomotoren sowie rund 800 elektrische Relais und Schalter. In den verschiedenen technischen Systemen und Geräten gab es etwa 15 km Leitungsdraht und 880 Steckverbindungen. Auch im Hinblick auf die Auswahl und zweckentsprechende Vorbereitung der Menschen, die als erste in den Weltraum vorstoßen sollten, mußten eingehende Überlegungen angestellt und vor allem spezielle Trainingsmethoden entwickelt werden. Es war naheliegend, die erste „Generation" der Raumfahrer aus bewährten und erfahrenen Strahlflugzeugpiloten der Luftstreitkräfte auszuwählen. In ihren physiologischen Qualitäten entsprechen sie schließlich schon einer gewissermaßen vorerprobten Elite, und ihre flugtechnischen Erfahrungen sowie ihr allgemeines technisches Wissen machten sie für eine entsprechende Umschulung als Kosmonauten zweifellos besonders geeignet. Das Vorbereitungstraining konzentrierte sich vor allem auf die Phasen der Andruckbelastungen bei Start und Rückkehr (Zentrifugentraining), auf den ungewöhnlichen Zustand der Dauerschwerelosigkeit (Parabel-Trainingsflüge, Labor-Gleichgewichtsübungen) und auf die Fallschirmrückführung mit Katapultsitz. Während die umfassende Ausbildung der ersten Gruppe künftiger Kosmonauten immer ausgefeilter und zuverlässiger wurde, startete am 15. Mai 1960 der erste „Raumschiff"-Satellit. Dieser Prototyp der späteren „Wostok"-Raumflugkörper hatte noch keine Lebewesen an Bord, aber schon beim zweiten Unternehmen dieser Testserie gelang es am 19. August 1960 zum erstenmal, eine Tierkabine mit zwei Hunden aus der Umlaufbahn sicher zur Erde zurückzuführen. Mit einem ähnlichen Ergebnis konnten die USA erst mehr als 15 Monate später aufwarten. Die erfolgreiche Schlußphase der „Raumschiff"-Serie (Anfang 1961) überzeugte schließlich die sowjetischen Raumfahrtspezialisten davon, daß auch ihre technischen Vorbereitungen für den ersten Raumflug eines Menschen als abgeschlossen gelten konnten. Mit dem sensationellen Flug des damaligen Fliegermajors Juri Gagarin in „Wostok 1" (12. April 1961) konnten sie dann die bis dahin größte Pionierleistung der Raumfahrtentwicklung für sich buchen. Alle ihre vorausschauenden Maßnahmen hatten sich als absolut zuverlässig erwiesen, und das Tor zur Epoche der Raumfahrt war damit endgültig aufgestoßen.

Der mit Gagarins Flug erschlossene Erfahrungsbereich mußte zunächst mit weiteren Unternehmen dieser Art systematisch erweitert und in den Erkenntnissen ständig vertieft werden. Die dabei ausgeführten Doppelflüge lieferten vor allem in bioastronautischer Hinsicht, durch physiologische Parallelmeßreihen, hervorragendes Studienmaterial. Als in diesem Programm zum erstenmal eine Frau als Kosmonautin zum Einsatz kam, war eine weitere Weltsensation perfekt. Es dürfte besonders der Erinnerung wert sein, daß Valentina Tereschkowa mit drei Tagen Flugdauer wesentlich länger im Kosmos war als alle bis dahin gestarteten US-amerikanischen Astronauten zusammengenommen. Daneben kam ihr „Partner" Valeri Bykowski mit 5 Tagen auf eine Flugdauer, die von den USA-Astronauten erst mehr als zwei Jahre später erreicht werden konnte. Die beiden Doppelflüge lieferten außerdem in raketen- und raumflugtechnischer Hinsicht den Nachweis, daß die Sowjetunion schon zu dieser Zeit wesentliche Lösungsschritte des für viele Raumfahrtprojekte entscheidend wichtigen Rendezvousproblems sicher beherrschte. Die umfangreichen „Wostok"-Erfahrungen bildeten schließlich die Grundlage für ein erweitertes Forschungsprogramm, bei dem zunächst das Problem des kollektiven Zusammenwirkens einer mehrköpfigen

**Am 27. März 1968 wurde Juri Gagarin auf tragische Weise mitten aus seiner Arbeit herausgerissen, die als ihren Höhepunkt am 12. April 1961 den ersten Flug eines Menschen in den Kosmos einschloß.**

**Das erregendste Abenteuer der bisherigen Raumfahrt war nach Gagarins überaus kühnem Erstflug der sensationelle Ausstieg Alexej A. Leonows aus dem Raumschiff „Woschod 2", das er für 20 Minuten verließ.**

**Die sowjetischen Raumflugkörper vom Typ „Wostok" bildeten die Avantgarde der Raumfahrzeuge, die maßgeblich zur Erschließung des kosmischen Raumes durch den Menschen beitrugen.**



köpfigen Raumschiffbesatzung im Vordergrund des Interesses stand. Die wissenschaftlichen Ziele der Raumfahrt machen es nämlich zwangsläufig erforderlich, daß neben den mehr technisch tätigen Raumpiloten in Zukunft auch Wissenschaftler immer stärker an Raumflügen beteiligt sein werden. Am ersten Flug (12. Oktober 1964) eines speziell dafür entwickelten, mehrsitzigen Raumflugkörpertyps („Woschod 1") nahmen daher, außer einem Fliegerkosmonauten als Kommandanten, erstmalig auch zwei Wissenschaftler – ein Arzt und ein Physiker – teil. Der erfolgreiche Verlauf dieses Drei-Mann-Raumfluges, für den es bis Anfang 1968 in den USA noch keine Parallele gab, ließ die sowjetischen Raumfahrtwissenschaftler schon fünf Monate später wiederum als erste den Angriff auf ein weiteres wichtiges Problem der Raumfahrtforschung wagen. Das zweite „Woschod"-Unternehmen sollte mit dem ersten Ausstieg eines Menschen in den Raum die Frage klären helfen, inwieweit ein

Bitte blättern Sie um!

## AUF EINEN BLICK

**Andruck:** Kraft, die als Folge der Masseträgheit an freibeweglichen Körpern in beschleunigten Systemen wirksam wird (Beschleunigungsandruck), in der Raumflugtechnik hauptsächlich die Kraft, mit der ein Raumfahrer durch die Schubbeschleunigung entgegengesetzt zur Beschleunigungsrichtung in seinen Sitz gedrückt wird. Da der menschliche Organismus nur eine begrenzte Andruckbelastung verträgt, muß der Antrieb des Trägersystems diesen Grenzen angepaßt werden. Außer der Andruckbelastung beim Start (meist um 2 bis 3 g) ist der Raumfahrer auch bei der Rückkehr zur Erdoberfläche durch Bremsantrieb und aerodynamische Bremsung einer Andruckbelastung (Brems.-A.) unterworfen, die ebenfalls vor Beginn des Unternehmens klar festliegen muß (meist maximal zwischen 6 und 8 g). Der in großen Zentrifugen erzeugte Fliehkraftandruck (Zentrifugalbeschleunigung durch Rotation) wird darüber hinaus beim Training der Raumfahrer zur Gewöhnung an durchschnittliche oder kurzzeitig hohe Andruckbelastung verwendet.

**Parabelflug:** Flugmanöver, bei dem in Flugzeugen kurzzeitig der Zustand der Schwerelosigkeit mit großer Annäherung oder absolut erreicht werden kann. Das Prinzip besteht darin, das Flugzeug eine Vertikalkurve durchfliegen zu lassen, auf der sich im Idealfall Fliehkraft und Erdanziehung gänzlich kompensieren, so daß für das Flugzeug und seine Insassen der Schwereandruck aufgehoben wird. Die Ausführung des Flugmanövers würde für den Idealfall (fehlender Luftwiderstand) darin bestehen, daß der Flugzeugführer zunächst mit seiner Maschine soviel Fahrt wie möglich aufnimmt (leichter Sturzflug), dann in den Steigflug übergeht und nach Abschalten des Antriebs das Flugzeug auf der anschließenden Parabelfreiflugbahn sich selbst überläßt. Nach dem Durchfliegen dieser Wurfkurve muß die herabstürzende Maschine selbstverständlich wieder abgefangen werden. In der Praxis steht der Luftwiderstand diesem einfachen Ablauf sehr wirksam entgegen. Aus diesem Grunde muß der Antrieb des Flugzeugs bis zu einem gewissen Grade erhalten bleiben, um dem Flugzeugführer die Möglichkeit zu geben, durch Regelung des Triebwerkschubs die störenden Luftkräfte zu kompensieren. Im allgemeinen liegt die auf diesem Wege erzielbare Dauer für angenäherte bis totale Schwerelosigkeit etwa bei 60 bis 120 Sekunden.

(Aus „Raketentechnik, Raumfahrt".)

Farbgrafik: Paul Lämmel
Fotos: Zentralbild/TASS
Redaktion: W. Winkler

Fortsetzung von Seite 13

Raumfahrer den enormen Anforderungen eines solchen Einsatzes tatsächlich gewachsen und eventuell in der Lage ist, dabei bestimmte Arbeitsaufgaben zu erfüllen. Eine derartige „Außenbordstätigkeit" ist für verschiedene Projekte der Raumfahrttechnik (System- und Gerätemontage usw.) von beträchtlicher Bedeutung. Wie der sensationelle Freiflug des Kosmonauten Alexei Leonow zeigte, vermag der Mensch auch in dieser Hinsicht die kühnen Pläne der Raumfahrtforschung zu erfüllen.

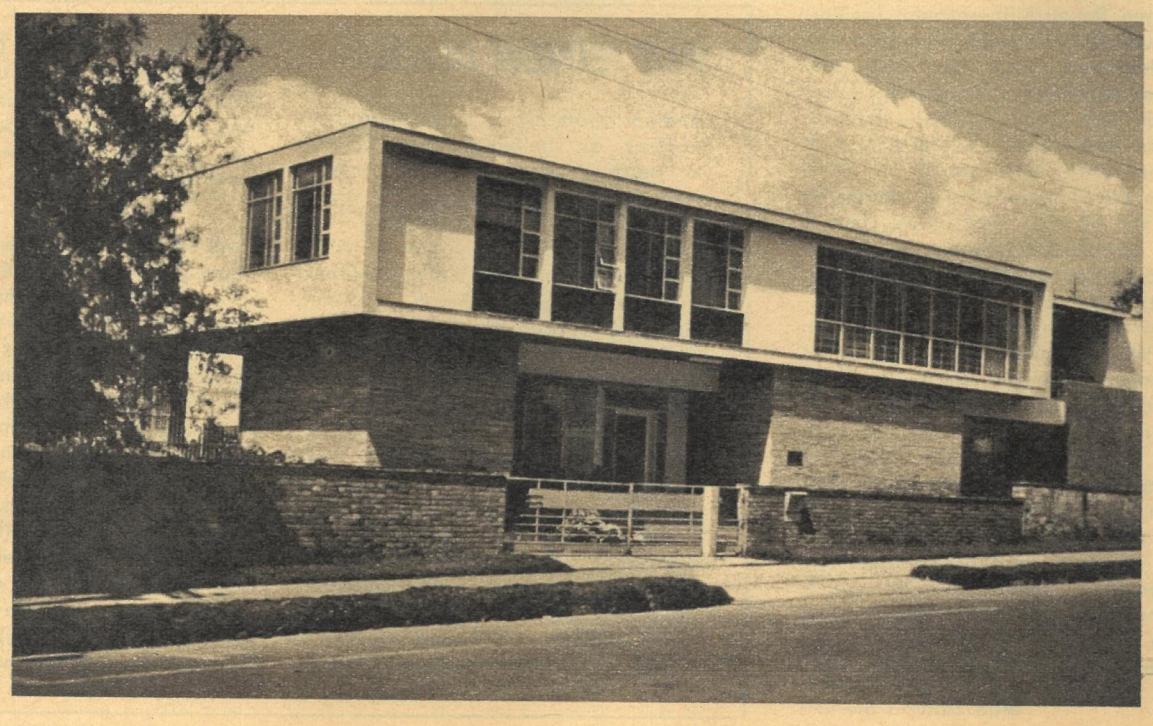
Nach diesen grundlegenden Experimenten mit bemannten Raumflugkörpern konnte man nun in den letzten Jahren die Entwicklungsprogramme auf noch weiter gesteigerte Aufgabenstellungen ausrichten. Auch die ganz allgemein stürmisch angewachsenen raumflugtechnischen Erfahrungen boten dafür anregende Perspektiven. Als Schwerpunkte dürften im Augenblick wohl zwei Ziele eine besondere Rolle spielen: erstens der Aufbau und Betrieb von bemannten Dauersatelliten (Raumstationen) und zweitens die Durchführung von Expeditionen zum Mond. In beiden Richtungen wird speziell die vollendete Beherrschung des Rendezvousverfahrens eine sehr wesentliche Voraussetzung sein. Darüber hinaus muß allgemein das Zusammenwirken von technischen Komplexen des Raumfahrzeuges mit dem integrierten „System" Mensch auf eine Stufe höchster Perfektion gebracht werden, da sich gezeigt hat, daß mit einem ausschließlich vollautomatischen technischen System – besonders für die hier interessierenden Aufgaben – niemals die Zuverlässigkeit der Kombination Mensch–Automat erreicht werden kann. Die Flug- und Operationsprogramme der genannten Projekte werden jedoch schon grundsätzlich so enorm schwierig und damit auch die benötigten Raumfahrzeuge so kompliziert, daß zeitlich immer längere und technisch immer aufwendigere Vorbereitungen betrieben werden müssen. Die zwangsläufig im Vordergrund stehenden Sicherheitsprobleme erreichen einen kaum noch überschaubaren Umfang und lassen sich nur durch langwierige und ständig verfeinerte Vorerprobungen meistern. Wie risikovoll die Bewältigung der anfallenden Schwierigkeiten in diesem Frühstadium der Entwicklung dennoch bleibt, zeigte sich im Frühjahr 1967 bei der „Apollo"-Katastrophe in den USA sowie bei der Flugerprobung des neuen sowjetischen Raumfahrzeuges „Sojus 1". Wenn auch in Zukunft der Raumflug des Menschen von gewissen Risiken niemals ganz frei sein wird, so werden die Raumfahrtwissenschaftler auf jeden Fall mit äußerster Intensität darum bemüht sein, die Möglichkeit tragischer Verluste in minimalsten Grenzen zu halten. Dazu ist es aber vor allem notwendig, die einschlägigen Entwicklungen mit nie erlahmender Sorgfalt und demzufolge ohne jede Hast durchführen zu können. Außerdem muß ein breites Potential für allgemeine und spezielle raumflugtechnische Vorerprobungen zur Verfügung stehen, wie es die Sowjetunion in beispielhaftem Umfang mit Versuchsflügen innerhalb ihrer „Kosmos"-Serie seit langem demonstriert. Hierin und in dem allgemein von hohem wissenschaftlichen Verantwortungsbewußtsein und außerordentlichem Weitblick getragenen Programm der sowjetischen Raumfahrtforschung liegt das wesentlichste Fundament für die Aussicht auf erfolgreiche neue Unternehmen. Man darf daher sicher sein, daß die Raumfahrtwissenschaft der Sowjetunion, so wie in den vergangenen zehn Jahren, auch weiterhin in den entscheidenden Entwicklungsphasen des bemannten Raumfluges eine maßgebliche Position einnehmen wird.

Weder Paß- noch Zollkontrolle erwarten den Gast auf dem internationalen Flughafen Eldorado von Bogotá zuerst, wie es wohl sonst in aller Welt üblich ist. Die erste Bekanntschaft mit diesem alten Land der Chibcha vermittelt die Federación de Cafeteros, die den Ruf einer „zweiten Regierung" Kolumbiens genießt. Ihre hübschen Serviererinnen kredenzen jedem, gleich ob Regierungsgast, Geschäftsreisendem oder Touristen, den unvermeidlichen „tinto", eine Tasse schwarzen, aromatischen Hochlandkaffees. Mit dieser freundlichen Geste präsentiert sich Kolumbien als zweitgrößtes Kaffeeland der Erde. Für seine 17 Millionen Menschen bedeuten die Früchte der roten Kaffeekirsche wichtigstes Ausfuhrgut, das nicht nur die Möglichkeiten des Imports, sondern auch das Nationaleinkommen und die Stabilität des Peso wesentlich beeinflußt.

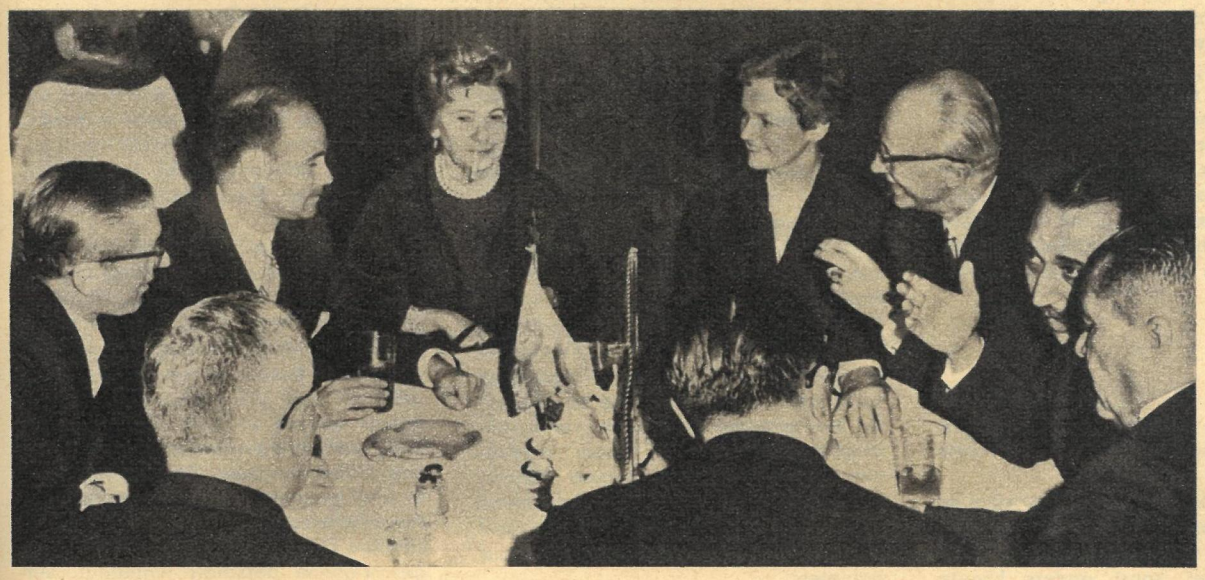
Unter den Bedingungen imperialistischer Politik bestimmt der Kaffee-Export auch den Grad der ökonomischen Abhängigkeit. An der New-Yorker Börse wird der Preis des kolumbianischen Kaffees zwar mit 20 bis 30 Prozent höher als der des brasilianischen notiert. Doch die Börsenpreise zeigen sinkende Tendenz, während sie für Importindustriegüter ansteigen. Allein dadurch erlitt das Land an den Anden nach dem zweiten Weltkrieg – besonders durch die USA und Westdeutschland, die 75 Prozent der Ernte aufkauften – Verluste, die die Millionen Dollar imperialistischer „Entwicklungshilfe" weit übersteigen.

So begann die Federación Nacional de Cafeteros – Nationale Vereinigung der Kaffeepflanzer Kolumbiens – frühzeitig den bilateralen Handel mit den sozialistischen Ländern. Die DDR schloß ihr erstes Handelsabkommen mit dieser Organisation bereits 1955. Es wurden daraufhin bis 1967 Waren im Werte von über 300 Millionen Valutamark ausgetauscht. Im selben Jahr unterzeichneten die offiziellen Missionen beider Länder ein langfristiges Handels- und Zahlungsabkommen, das eine umfassendere wirtschaftliche Zusammenarbeit gestattet. Heute zählt

**Markt in der Hafenstadt Barranquilla (oben). Sitz der DDR-Handelsvertretung in Bogotá.**



# Es geht nicht nur um eine Tasse Kaffee



**Als Volkskammerpräsident Prof. Dr. Johannes Dieckmann (dritter von rechts) 1965 in Kolumbien weilte, sprach er mit in Bogotá akkreditierten Diplomaten lateinamerikanischer Länder. An der Unterredung nahm auch der Präsident der kolumbianischen Abgeordnetenkammer teil. Seit Jahren zählt die DDR zu den bedeutendsten Ausstellern auf der internationalen Messe in Bogotá.**

die Deutsche Genußmittel G.m.b.H. zu einem der größten Handelspartner der Federación. Den begehrten Hochlandkaffee verwenden unsere Röstereien für gute Mischungen. Dafür erhält das Land im Norden Südamerikas hochwertige Werkzeug- und Landmaschinen, Erzeugnisse der polygraphischen Industrie, der Elektronik, Feinmechanik-Optik und industrielle Anlagen. Zum gegenseitigen Nutzen entwickelt sich auch die wissenschaftlich-technische Zusammenarbeit mit einigen Zweigen der nationalen Industrie Kolumbiens.

Als ein unvergeßliches Erlebnis bezeichnete Prof. Dr. Johannes Dieckmann seine Reise mit einer Volkskammerdelegation im Dezember 1965 nach Kolumbien. Unsere Abgeordneten waren die ersten Volksvertreter eines sozialistischen Landes, die vom Parlament eines südamerikanischen Staates empfangen wurden. Mit stürmischem Beifall nahm das Hohe Haus eine Rede Prof. Dr. Dieckmanns auf, in der er sich für die Erweiterung der guten Beziehungen zwischen beiden Staaten aussprach. Nicht minder herzlich wurde im Juli dieses Jahres eine Delegation unserer höchsten Volksvertretung unter Leitung von Gerald Götting, Stellvertreter des Vorsitzenden des Staatsrats, in Bogotá empfangen. Sie war vom Senat und von der Abgeordnetenkammer eingeladen worden.

Diese freundschaftlichen Beziehungen riefen die Bonner Alleinvertreter auf den Plan. Mit der widerrechtlichen Bezeichnung „deutsche Botschaft" hatten sie nachdrücklich auf ihre politischen Absichten verwiesen. Jahrelang amtierte dort Botschafter Mohrmann, Nazidiplomat Ribbentropscher Schule und verurteilter Kriegsverbrecher. Er mußte inzwischen das Land allerdings verlassen. Wie schamlos sich Bonn in innere Angelegenheiten Kolumbiens einmischt, um die guten Verbindungen zur DDR zu stören, zeigen vielfältige Beispiele. Sie reichen vom provokatorischen Auftreten während der internationalen Messe in Bogotá über „Anfragen" an Persönlichkeiten der kolumbianischen Regierung, in welcher Eigenschaft sie die DDR besuchen, bis zur Drohung, die diplomatischen Beziehungen abzubrechen, als 1965 Repräsentanten unserer Republik im Lande weilten. Doch der westdeutsche Presseattaché vermochte es selbst mit Mitteln der Fälschung nicht, alle großen Tageszeitungen und Publikationsorgane davon abzuhalten, daß sie wahrheitsgetreue Berichte über die DDR schreiben und für das gute Verhältnis beider Länder eintreten.

Fotos: W. Sorgenicht

# Kriminalfälle ohne Beispiel

TATSACHENBERICHT VON GÜNTER PRODÖHL

33

## DER FALL TIMO RINNELT

*Eines der mysteriösesten Verbrechen der westdeutschen Kriminalgeschichte, die Entführung des siebenjährigen Timo Rinnelt, Sohn eines Wiesbadener Antiquitätenhändlers, hat viereinhalb Jahre nach der Tat seine offizielle Aufklärung erfahren. Am 7. August dieses Jahres verurteilte das Wiesbadener Schwurgericht den siebenundzwanzigjährigen Klaus Lehnert wegen Mordes und fortgesetzter versuchter Erpressung zu lebenslänglichem Zuchthaus. Das Urteil entsprach dem Willen der über die skandalösen Begleitumstände des Falles empörten Öffentlichkeit. Dennoch täuscht es darüber hinweg, daß die Tat selbst und alle damit im Zusammenhang stehenden Geschehnisse nach wie vor ungeklärt blieben. Schuld daran trägt in erster Linie das völlige Versagen der Polizei und Staatsanwaltschaft. Über drei Jahre lang fanden die dreißig Kriminalbeamten der eingesetzten Sonderkommission keine Spur. Die kriminalpolizeilichen Recherchen wurden überhaupt nur wenige Wochen intensiv betrieben, dann nahmen sich Illustrierten-Reporter des Falles an und beuteten das Verbrechen zur Schlagzeilensensation aus. Hinter dem Geschäft mit dem Grauen hatten die sachliche und schwierigere Fahndung nach dem Täter und das Schicksal des entführten Jungen zurückzustehen. Aber die Empörung der Bevölkerung blieb. Um die immer lauter werdenden Vorwürfe einzudämmen und von der eigenen Blamage abzulenken, griff Oberstaatsanwalt Dobritz schließlich zu einem wohlbedachten Märchen. Er nutzte die Tatsache, daß das Ehepaar Rinnelt Jahre vorher republikflüchtig geworden und nach Wiesbaden übergesiedelt war, zu einem Ablenkungsmanöver aus. Der Fall, so erklärte er vor der Presse, müsse jetzt wohl doch in einem anderen Licht betrachtet werden, immerhin hätten Rinnelts jahrelang in der „Ostzone" gelebt.*

Vor allem die Springerpresse griff diese Anregung begierig auf und forderte staatsbewußt:
„Bei der Herkunft der Rinnelts wäre es endlich an der Zeit, die politische Polizei mit den weiteren Ermittlungen zu betrauen. Wer sonst anders könnte klären, ob die Entführung des kleinen Timo nicht das Werk von Agenten östlicher Geheimdienste war."
Und die „Frankfurter Rundschau" meldete eilfertig:
„Der Vater des seit dem 13. Februar verschwundenen Timo wird immer mehr zur Zentralfigur des Dramas, das bisher unter der Überschrift Kidnapping gestanden hat. Seit vierundzwanzig Stunden werden endlich die Vergangenheit und das jetzige Leben des 42jährigen Antiquitätenhändlers wesentlich intensiver unter die Lupe genommen, als es bisher routinemäßig der Fall war..."

Endlich war eine Version gefunden, das Versagen von Polizei und Justiz dem arglosen Mann auf der Straße plausibel zu machen: Die bösen Kommunisten hatten wieder einmal die Hände im Spiel gehabt. Nichts glaubte der jahrein, jahraus von der Presse verhetzte brave Bundesbürger lieber als diese Deutung. Wie erfolgreich diese Art „Aufklärung" des Falles Timo Rinnelt war, erfuhr der Chronist persönlich. Als ich im Oktober des Jahres 1966 zu Außenaufnahmen für einen geplanten Fernsehfilm über den Fall in Wiesbaden weilte und mich bei Leuten nach dem Ausgang der Ermittlungen erkundigte, sie fragte, ob der Täter inzwischen gefaßt, die Leiche des Jungen gefunden worden sei, antwortete mir wer überhaupt noch darüber Bescheid wußte: „Der ist doch gar nicht ermordet worden. Das war doch eine politische Sache. In die Zone ist er entführt worden, weil die Eltern in den Westen geflüchtet waren!"
Erst weitere sieben Monate später, am 30. Mai 1967, fand diese plumpe Tatsachenverfälschung eine grausige Widerlegung. Nur fünfhundert Meter entfernt von der Stelle, wo Timo Rinnelt am 13. Februar 1964 zum letzten Male gesehen worden war, wurde seine Leiche gefunden. Im Lichtschacht des Hauskellers Wilhelmstraße 58, in mehrere große Plastiktüten verpackt und unter Bauschutt vergraben. Doch auch diese wirkliche Aufklärung des über drei Jahre zurückliegenden Verbrechens war nicht das Verdienst der Wiesbadener Polizei. Sie hatte die Ermittlungen seit zweieinhalb Jahren eingestellt. Der Mörder selbst hatte sich, von maßloser Geldgier getrieben, verraten.
Am 26. April 1967 schickte er der Münchener Illustrierten „Quick" einen anonymen Brief, in dem er der Redaktion für 15 000 Mark Honorar anbot, authentische Angaben für einen Tatsachenbericht über den Fall Timo Rinnelt zu liefern: „An der Entführung von Timo Rinnelt vor drei Jahren war ich beteiligt. Ich kann Ihnen sagen, wo die Leiche ist und wer die Entführer waren..." Der Brief war mit Schreibmaschine geschrieben und in Wiesbaden abgestempelt. Von der unentschlossenen Illustriertenredaktion telefonisch befragt, ob an der Behauptung etwas dran sein könne, antwortete der Wiesbadener Kripochef Hans-Robert von Seydlitz amüsiert: „Ach Quatsch, das ist doch kalter Kaffee!"
Dennoch zeigte die Illustrierte sich an dem Angebot interessiert und gab als Zeichen ihres Einverständnisses eine vom anonymen Absender geforderte Anzeige in der 1.-Mai-Ausgabe des „Wiesbadener Kuriers" auf: „7-Zimmer-Villa zu mieten gesucht. Angebote an die Anzeigenabteilung, Chiffre 13267."
Antwort aus Wiesbaden kam am 4. Mai. Darin wurde die Redaktion aufgefordert, einen Reporter nach Wiesbaden zu schicken und im Parkhotel absteigen zu lassen. Als Zeichen sollte der Reporter am gleichen Tag erneut eine Anzeige im „Wiesbadener Kurier" erscheinen lassen und darin seinen Wagen, mit dem er die Fahrt unternehmen würde, mit genauer Beschreibung und Angabe des Standortes zum Verkauf anbieten.
So erschien am 7. Mai die Anzeige: „Weiße Mercedes-Limousine, Baujahr 66, zu verkaufen. Zu besichtigen in der Großen Burgstraße, Nähe Parkhotel."
Im Parkhotel war am gleichen Tag der Reporter Jenö Kovacs abgestiegen. Ein zweiter „Quick"-Reporter, Carl-Heinz Mühmel, hatte in der Nähe des weißen Mercedes Posten bezogen, um festzustellen, ob sich jemand an dem Wagen zu schaffen machen würde. Er wartete vergeblich. Nach Mitternacht wurde dafür sein Kollege Kovacs telefonisch aus dem Schlaf geklingelt. Eine weiche, sympathische Männerstimme fragte: „Haben Sie die 15 000 Mark mit?" „Moment", sagte Kovacs noch halb im Schlaf. „So kommen wir nicht zusammen. Erst muß ich einen Beweis haben, daß Sie auch wirklich etwas wissen, was so viel Geld wert ist."
Der Anrufer war einverstanden. „Okay, ich bring' Ihnen den zweiten Schuh von Timo. Warten Sie, bis ich mich wieder melde."
Kovacs wartete zwei Tage vergeblich, fuhr dann mit seinem Mercedes und seinem Kollegen nach München zurück, weil sie überzeugt waren, einem Betrüger auf den Leim gegangen zu sein.

Am 10. Mai traf der dritte Brief aus Wiesbaden ein. Darin stand: „Der Schuh Timos ist nicht mehr da. Dafür können Sie aber einen Strumpf des Jungen kriegen. Wenn Sie wollen, kommen Sie wieder ins Parkhotel. Den Strumpf finden Sie dann in einem Wetterschutzhäuschen für Spaziergänger im Stadtwald, in der Nähe des Nerotales."

Wieder fuhren die beiden Reporter im weißen Mercedes nach Wiesbaden, stellten ihn als Beweis ihrer Anwesenheit in der Großen Burgstraße ab. Am nächsten Vormittag fuhren sie hinaus in den Stadtwald, suchten das Wetterschutzhäuschen und entdeckten in einer Ritze versteckt einen Plastikbeutel. Darin lag ein übelriechender, rot-grau karierter Kinderstrumpf.
Im nur wenige Kilometer entfernten Gerichtsmedizinischen Institut der Universität Mainz stellten die Sachverständigen fest, daß dem Strumpf Leichengewebe anhaftete.
Erneut wendeten sich die Reporter an die Wiesbadener Polizei. Diesmal gleich an den Polizeipräsidenten Dr. Karl Ender. Jetzt endlich glaubte die Polizei einschließlich Kripochef von Seydlitz, daß an der Sache doch was dran sein könnte. Fernsprechzellen und Briefkästen, Stadtwald und Parkhotel wurden von nun an mit Kriminalbeamten besetzt in der Hoffnung, der Unbekannte würde irgendwo auftauchen. Doch auch dieser Polizeigroßeinsatz verlief erfolglos. Der Mann blieb verschwunden und meldete sich nicht mehr. Fünf Tage warteten die Quick-Reporter noch im Parkhotel. Am 17. Mai setzten sie noch einmal auf gut Glück eine Annonce in den „Wiesbadener Kurier": „Notverkauf. Weiße Mercedes-Limousine. Nur noch drei Tage zu verkaufen."

In der folgenden Nacht meldete sich der Unbekannte. Telefonisch teilte er Kovacs mit: „Bringen Sie die 15 000 Mark sofort zum Kriegerdenkmal im Nerotal. Aber kommen Sie allein, sonst wird es nichts."
Reporter Kovacs war nicht aus dem Holz geschnitzt wie Privatdetektive in herkömmlichen Fernsehkrimis. Er überließ die Botenrolle freiwillig dem Wiesbadener Kriminalkommissar Waldemar von Rhee. Beschirmt von 20 Kriminalbeamten und 150 Mann Bereitschaftspolizei machte er sich dann auf den Weg zum Kriegerdenkmal. Am Sockel des wilhelminischen Monuments fand er eine getippte Briefkarte, die ihn zum Aussichtstempel auf dem Neoberg schickte. Dort war eine weitere maschinegeschriebene Botschaft hinterlegt. Am

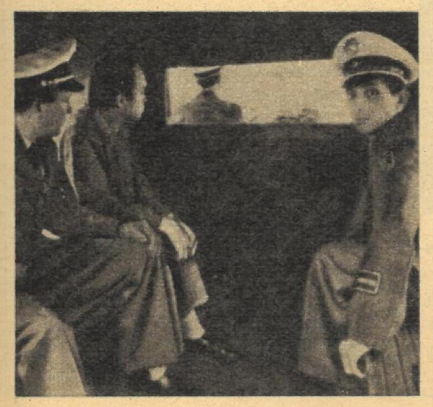
**Bis zuletzt hatten Timos Eltern gehofft...**

**Leichengewebe am Strumpf – jetzt spurte die Polizei.**

**Neue Nachricht vom Verbrecher, im Nerotal hinterlegt.**

**Wertvoller Beweis: die Schreibmaschine Klaus Lehnerts.**

**Polizei schaufelt den Schacht frei, in dem das Opfer vergraben liegt. Lehnert wird endlich festgenommen.**



Ende der papiernen Schnitzeljagd fand Rhee schließlich auf dem Rasenpolster eines Parkweges eine zusammengefaltete Zeitung und darin die getippte Aufforderung, das Paket mit dem Geld unter der Zeitung zu deponieren.
Der Kriminalist hinterlegte ein Päckchen mit farbigen Papierblättern von der Größe eines Fünfzigmarkscheines. Präpariert war das Bündel von Experten des Landeskriminalamtes mit Feuerwerkskörpern, die bei Berührung des Päckchens explodieren sollten.
Doch vergeblich warteten die ringsum in Büschen versteckten oder als Liebespärchen getarnten Kripobeamten auf den erhofften Knalleffekt ihres Unternehmens. Als ihnen morgens die Füße wehtaten und einige zu niesen anfingen, mußte die Fahndung ein weiteres Mal erfolglos abgeblasen werden. Lediglich ein Streifenpolizist, der gar nichts mit der Fahndung zu schaffen hatte und nur routinemäßig seine Runde machte, hatte etwas beobachtet, dessen Bedeutung noch niemand zu schätzen wußte: Ein blauer Volkswagen mit dem Kennzeichen WI-Xe 78 war wiederholt kreuz und quer durch das Parkgelände gefahren. Das hatte ihn veranlaßt, die Nummer aufzuschreiben.

Ein so simpler Zufall führte schließlich doch noch zur Aufdeckung des jahrelang ungeklärten Verbrechens an Timo Rinnelt. Fahndungsleiter von Seydlitz erfuhr davon allerdings erst drei Tage später auf dem üblichen Meldewege. Am 24. Mai 1967 wurde der Fahrer des Volkswagens ermittelt. Es war der sechsundzwanzigjährige Klaus Lehnert, Sohn einer angesehenen Wiesbadener Arztfamilie, Hausfreund der Töchter des Millionärs Verleger Harald Huck und zur Zeit der Entführung Timos Nachbar der Familie Rinnelt im Hause Wilhelmstraße 17.
Die Unterstellung, irgend etwas mit der Entführung und Ermordung Timos zu tun zu haben, wies er entrüstet von sich. Nach dem Verschwinden des Jungen war er von der Mordkommission hinreichend überprüft worden, wie konnte man jetzt darauf kommen, daß er der Mörder sei! Erst als die Kriminalbeamten in der Wohnung eine Schreibmaschine entdeckten, auf der die der „Quick" gesandten und die im Stadtwald hinterlegten Karten getippt worden waren, entschloß man sich, Lehnert festzunehmen. Wiederum ohne Erfolg. Trotz Stunden dauernden Verhörs war der Arretierte zu keinem Geständnis zu bringen.
Doch die Festnahme Lehnerts sprach sich schnell in Wiesbaden herum. Und als am 29. Mai der Wiesbadener Notar Dr. Gero Sautermeister davon hörte, entsann er sich, daß er Lehnert mehrfach im Keller seines Hauses unter merkwürdigen Umständen angetroffen hatte. Sautermeister bewohnte im Hause Wilhelmstraße 58 die früheren Praxisräume des 1955 verstorbenen Vaters von Lehnert. Der Notar erst machte die Kriminalpolizei darauf aufmerksam, daß der Keller noch immer von Lehnert benutzt werde, und daß möglicherweise dort die Leiche des kleinen Timo verborgen sein könne.
Kaum hatten die Polizisten die Tür des Kellers aufgebrochen, wallte ihnen schon ein widerlich süßlicher Leichengeruch entgegen. Hinter Gerümpel, im Lichtschacht unter Bauschutt vergraben, lag in Plastikbeutel gehüllt die halbverweste Leiche Timo Rinnelts. Um den Hals war eine Kabelschnur geknotet, am linken Bein fehlte der Strumpf.

Am Morgen nach dem grausigen Fund wurde Klaus Lehnert von Kriminalbeamten in den Keller gebracht und mit dem toten Kind konfrontiert. Bleich und mit zusammengebissenen Lippen blieb er an der Kellertür stehen, sagte aber nur: „Ich verweigere jede weitere Aussage!"
Noch mehr Skandal und Empörung als die Handhabung des Falles Timo Rinnelt löste die Behandlung des Falles Lehnert aus. Der Sechsundzwanzigjährige war kein herkömmlicher Krimineller, sondern ein renommierter Vertreter der oberen Tausend Wiesbadens, Sohn einer bekannten Arztfamilie, Playboy mit schnittigem englischen Sportwagen und Hausfreund einer der reichsten Familien der Kurstadt, der des millionenschweren Verlegers Harald Huck. Bezirkskommissar Herbert Rhode, Leiter der neu zusammengestellten Sonderkommission, war deshalb heilfroh, daß Lehnert sein Versprechen auch wahr machte und sich zunächst jeglicher Angaben über das scheußliche Verbrechen enthielt. Polizeipräsident Enders, Kripochef von Seydlitz, der Oberbürgermeister, alle bestürmten Rhode: „Um Gottes willen nur keine Einzelheiten an die Presse. Ein Gesellschaftsskandal im Zusammenhang mit dieser Geschichte schadet Wiesbaden als Kurort mehr als zehn verregnete Sommer." Leichten Herzens konnte Rhode auf der unumgänglichen Pressekonferenz erklären: „Ich kann Ihnen noch gar nichts sagen, meine Damen und Herren. Der Festgenommene schweigt. Im Interesse der Ermittlungen müssen wir uns auch hüten, über die von uns angestellten Recherchen Angaben zu machen. Die völlige, noch ausstehende Aufklärung des Falles würde dadurch nur behindert werden. Ich hoffe, Sie haben dafür Verständnis."

**Das jahrelang ungewisse Schicksal Timo Rinnelts erfährt seine entsetzliche Klärung, die Leiche wird im Keller gefunden.**

Kostbare Zeit war gewonnen. Hinter den Kulissen konnten die Fäden, die Lehnert mit den einflußreichen Kreisen der Stadt verbanden, erst geordnet werden. Die Zeitungen begnügten sich damit, die Auffindung der Leiche in allen grusligen Einzelheiten auszumalen. Bilder eines Kriminalbeamten, der im Keller ohnmächtig geworden wahr, wurden gedruckt und Lehnerts Lebenslauf geschildert. Sein ehemaliger Lateinlehrer erzählte, was für ein gesunder prächtiger Junge er war, und Freunde beteuerten, daß sie ihm nie etwas Schlechtes und schon gar nicht einen Mord zutrauen würden. Lehnerts Mutter schließlich bekannte reumütig für die „Bild"-Leser, daß alle Schuld wohl nur sie träfe, weil sie nach dem Tod von Klaus' Vater, den er wie keinen anderen Menschen auf der Welt geliebt hätte, einen anderen geheiratet habe. Schon am nächsten Tag konnte man in den Gazetten die traurige Geschichte über den tragischen Vaterkomplex des Klaus Lehnert lesen, die später von den psychiatrischen Gutachtern zu einer modernen Hamlet-Tragödie aufbereitet wurde: 1945 bedrohte den dreizehnjährigen „prächtigen" Gymnasiasten der Tod. Im Schwimmbad wäre er um Haaresbreite ertrunken, wenn ihn nicht in letzter Sekunde ein sportgestählter Mann gerettet hätte. Klaus' siebzigjähriger Vater lud den Lebensretter in die Wohnung ein und schenkte ihm zum Dank für die mutige Tat eine goldene Uhr.
Schöneren Lohn noch erhielt er von der zweiunddreißig Jahre jüngeren, lebensfrohen Mutter. Sie verliebte sich in den mutigen Retter und verführte ihn zu einem ehebrecherischen Verhältnis, das dem vatertreuen Sohn nicht verborgen blieb. Ein Jahr später starb der heißgeliebte Vater. Kurz zuvor warf auch den Sohn eine schwere Allergie darnieder, er mußte ins Krankenhaus. Man verheimlichte ihm den Tod des Vaters, und als er nach Wochen gesundete, war die Mutter schon mit seinem Lebensretter auf der Hochzeitsreise. Das brachte ihn nach „Bild" so aus dem seelischen Gleichgewicht, daß sein bis dahin wohlbehütetes Leben völlig aus den Fugen geriet. Seine schulischen Leistungen ließen nach, er schaffte das Abitur nicht, flüchtete sich vor dem verhaßten Stiefvater in eine andere Stadt und fand auch dort nicht den Frieden mit sich selbst. Nach Wiesbaden zurückgekehrt, ließ er sich sein väterliches Erbteil auszahlen. 20 000 Mark bar auf die Hand. Plötzlich waren alle Komplexe und seelischen Wehwehchen verflogen. Er kaufte sich einen englischen Sportwagen, machte in den teuersten Bars die größten Zechen, verbreitete um sich den Nimbus des reichen Playboys und fand ob seines stadtbekannten Namens schnell Anschluß an das „High life" der Millionärstöchter Irma und Helga Huck und ihrer Kreise. Bald verkehrte er täglich in der Verlegervilla und ward auch von der Frau des Hauses recht gern gesehen.

Fortsetzung folgt

**POST-MUSEUM BERLIN**

**DAUERAUSSTELLUNG:**
„Von der Römerpost bis zu Rundfunk und Fernsehen"
**SONDERAUSSTELLUNG:**
Briefmarken aus der Ungarischen Volksrepublik
Leipziger / Ecke Mauerstraße geöffnet
montags–freitags 10–18 Uhr, samstags 10-17 Uhr

WOCHENEND MAGAZIN zb

*E. Manuel*

# *Ich bringe Röschen ins Bett*

„Heute abend muß ich zu einer wichtigen Versammlung", sagte meine Frau neulich zu mir, „kümmere dich bitte um Röschen, ja? Ihr Abendessen hat sie schon erhalten. Du brauchst also nur dafür zu sorgen, daß sie rechtzeitig ins Bett kommt."

Noch etwas geistesabwesend blickte ich von meiner Arbeit auf und sagte: „Geh nur ruhig! Das mach ich schon!"

Ich war beschwingt und zufrieden. Die Arbeit ging gut vorwärts, und ich ahnte nicht im mindesten, was mir an diesem Abend noch alles bevorstand. Bisher hatte es nämlich immer Tante Trautchen, eine entfernte Verwandte, übernommen, Röschen ins Bett zu bringen, wenn meine Frau nicht zu Hause war. Die Tante hatte heute aber auch etwas vor.

Anfangs wickelte sich alles reibungslos ab. Ich sah pünktlich auf die Uhr und rief: „So, Röschen, nun husch! – ins Bettchen!"

Überraschend fix hatte sich die Kleine ausgezogen und schlüpfte in ihr Nachtzeug. Als Belohnung für ihre flinke Tat durfte sie sich auf meine Schultern setzen. Dann galoppierte ich mit ihr einmal rund durch die Wohnung und warf sie in einem schwungvollen Bogen auf das Bett. Laut kreischte sie auf vor Wonne!

Ab und zu muß man mal mit dem Kind fröhlich sein, riet ich mir selbst. Es merkt sonst gar nicht, daß es einen Vater hat.

„Nun ist Schluß", sagte ich zu Röschen, „und jetzt störe mich bitte nicht mehr, mein Kind! Ich muß noch ein ganz ganz langes Referat ausarbeiten."

Es war jedoch unverkennbar, daß Röschen in keiner Weise auf meine ernsten Worte achtgab. Sie sprang wie ein Gummiball im Bett auf und nieder. Ohne Pause. Die Sprungfedern dienten ihr als Katapult. Sie fand und fand kein Ende. Auch dann nicht, als ich meine Stimme erhob und eindringlich sprach.

So muß einem Entdecker zumute sein, dachte ich, dem unverhofft eine Erfindung in den Schoß fällt. Als sich Röschen gerade wieder in der Luft befand, fing ich sie kurzerhand unterwegs ab. Damit hatte ich aber so gut wie nichts erreicht. Lieber hätte ich warten sollen, ob nicht vielleicht doch Sprungfedern zerbrochen wären oder ob Röschen während des Hüpfens schließlich müde geworden und eingeschlafen wäre.

**Das ist immer noch nicht Röschen, müssen wir zu unserem Leidwesen allen jenen Lesern sagen, die nach der ersten Geschichte (zb 30) darum baten, Herr Manuel möchte doch dieses liebe Kind etwas schneller wachsen lassen, so bis um die siebzehn, achtzehn Jahre herum. Möglich wäre das schon, nur: dann ginge sie ja allein ins Bett, und wir hätten keine Kurzgeschichte.**

Foto: Johansson

Als ich sie aufgefangen hatte, fiel sie mir jauchzend um den Hals, wippte im früheren Rhythmus weiter und rief: „Komm, Papi! Mithopsen!"

Ich schüttelte sie energisch zurecht, legte sie nieder und gebot ihr, auf der Stelle ruhig zu sein. „Auf welcher Stelle, Papi?" fragte sie. In ihren Augen wetterleuchtete es. Ich gab ihr einen leichten Klaps und einen Gutenachtkuß und ging im Nebenzimmer wieder an die Arbeit.

Nach einer kleinen Weile hörte ich Röschens ängstliche Stimme. Sie rief flüsternd, so daß man es wahrscheinlich auf der Straße hören konnte: „Papi . . .? – komm schnell! – da klopft was!"

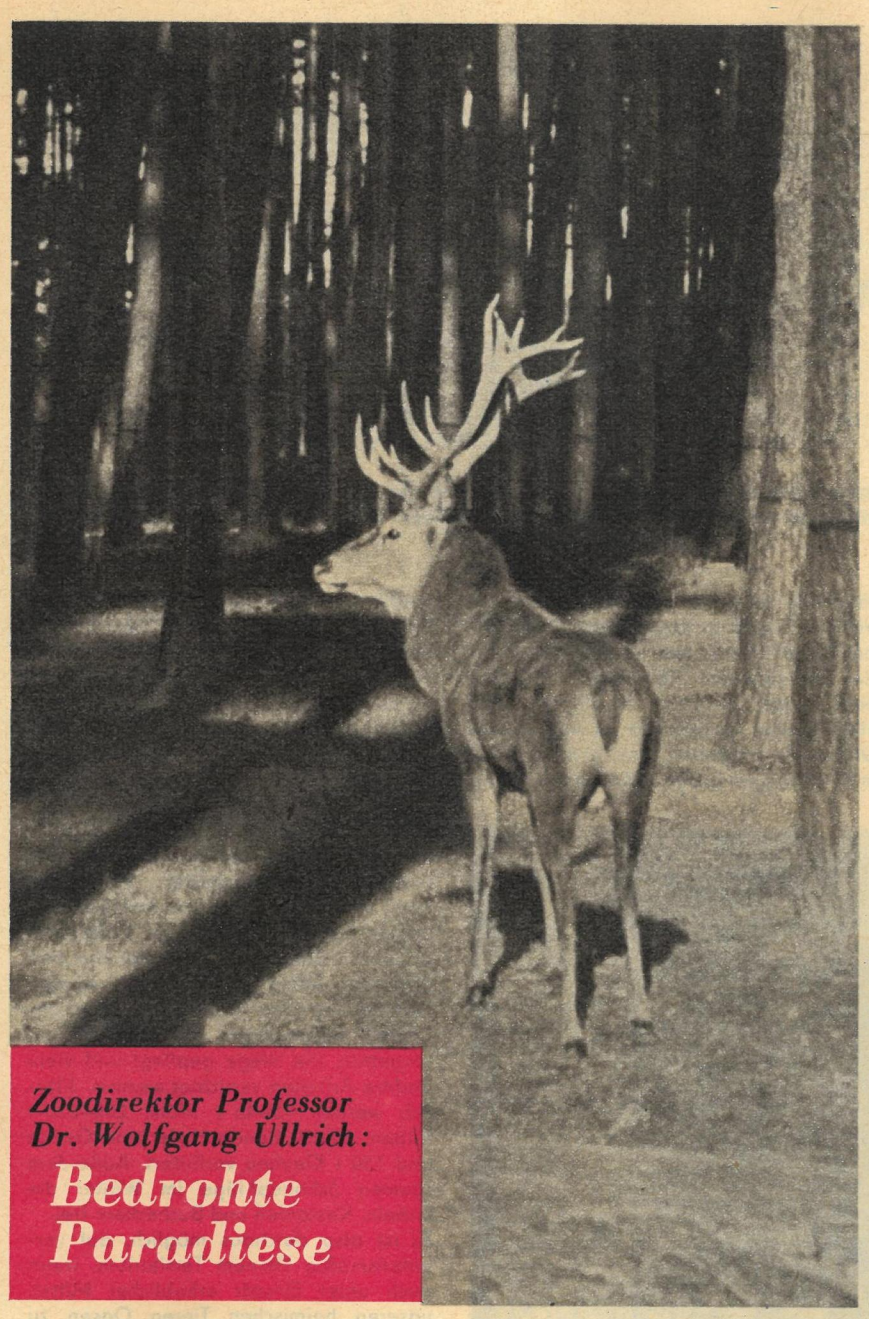
Als ich ins Zimmer trat, saß sie furchtsam und kerzengerade im Bett. Wir lauschten gemeinsam. Ich hörte nichts. Röschen dagegen behauptete: „Da! Da ist es! Bum-bum-bum-bum . . .!"

Ich horchte angestrengter. Dabei blickte ich zufällig auf Röschens Hals, an dem deutlich eine Ader pochte. Da kam mir eine Erleuchtung. „Es ist dein Herz, was bum-bum macht, mein Kind", erklärte ich ihr. Sie verstand nicht. Ich mußte deutlicher werden und beschrieb ihr so viel von der Anatomie, bis ich glaubte, daß sie den Vorgang einigermaßen begriffen habe. Es gibt nämlich eine pädagogische Grundregel, daß man den Kindern auf ihre Fragen nach Möglichkeit immer eine Antwort geben muß. Daran denken die wenigsten Eltern.

Als ich Röschen das mit dem Herzschlag glaubte erklärt zu haben, kam ich allerdings nicht mehr an meine Arbeit. Sie fürchtete sich mit einemmal vor dem unablässig pochenden Ding in ihrem Inneren, bestand aber darauf, daß ich ihr jede Einzelheit noch einmal genau erläutere. Wir kamen dabei nahezu bis auf den Ursprung des Lebens zurück, ja, Röschen richtete Fragen an mich, die selbst unsere moderne Wissenschaft einstweilen noch nicht auf ihrem Programm hat.

Jedesmal, wenn ich während einer Pause glaubte, meine Hand aus der ihren lösen zu können, um mich heimlich wegzustehlen, griff sie fester zu und stellte intensivere Fragen. Um sie von den biologischen und philosophischen Proble-

Wenn Sie weiterlesen möchten, bemühen Sie sich bitte nach Seite 23

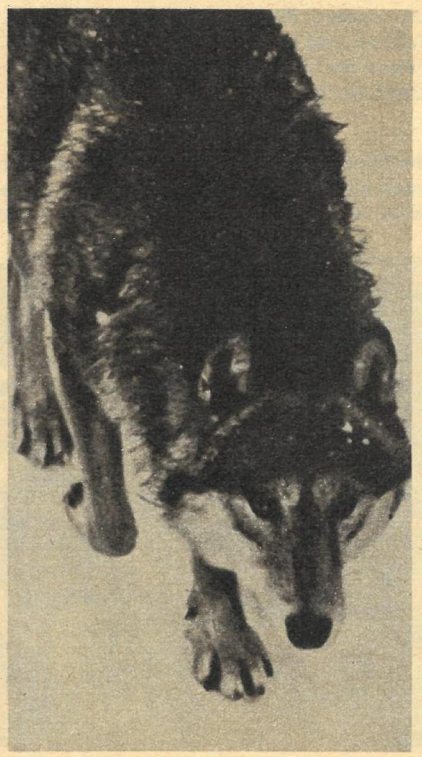


*Zoodirektor Professor Dr. Wolfgang Ullrich:*

# Bedrohte Paradiese

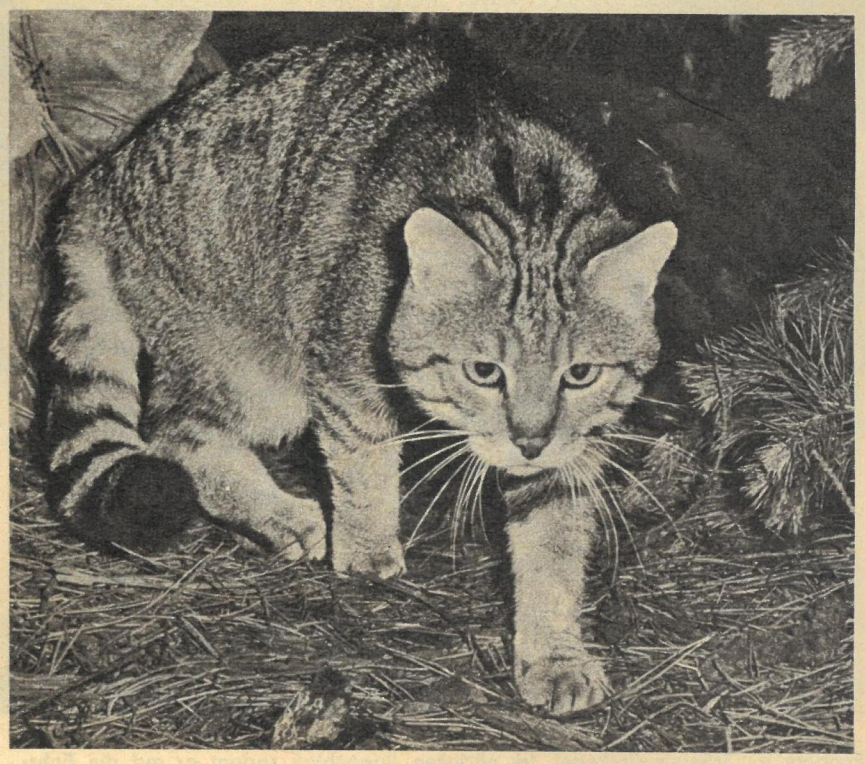
## Wildtiere neben uns

Ich werde nie vergessen, wie eines Tages – es mag etwa 8 Jahre zurückliegen – ein Offizier der Volkspolizei den Gipsausguß einer Raubtierfährte mit den Worten: „Um alles in der Welt, sagen Sie mir, von welcher Bestie stammt dieser Fußabdruck", auf den Schreibtisch legte. Damals begann die erste und bisher einzige „Großwildjagd" meines Lebens. Ich betrachtete die Fährte, sah die Abdrücke von Krallen und antwortete ihm: „Die Bestie, wie Sie das Tier nennen, ist ein Wolf oder ein großer Hund." Mein Besucher schaute mich ungläubig an. „Kein Löwe?" fragte er. Ich schüttelte den Kopf. „Von einem katzenartigen Raubtier kann diese Fährte keinesfalls stammen, denn eine Katze hinterläßt keine Krallenabdrücke." Um dafür auch den Beweis antreten zu können, ließ ich einen Löwen, einen Leoparden und einen Wolf des Dresdner Zoologischen Gartens über weichen Zement laufen. Mein Gast atmete erleichtert auf, als er das Ergebnis unseres Versuches sah, denn sein Abguß glich deutlich der Fährte unseres Wolfes. Dann erfuhr ich die sensationelle Geschichte. Seit Wochen beunruhigte im Gebiet von Jessen ein „Untier" die Bevölkerung. Es tötete Schafe. Nachts tauchte es am Rande der Straßen auf und versetzte die Menschen in Angst und Schrecken. Einige hatten das Untier genau gesehen. Sie berichteten fast übereinstimmend, daß es mindestens so groß wie ein Löwe sei, ja daß es einem Löwen sogar sehr ähnlich sehe. So kam das Gerücht auf, das sich auch schnell verbreitete, ein Löwe sei aus einem Zirkus ausgebrochen und bedrohe nun Mensch und Tier. Eine Umfrage bei den Zirkussen und zoologischen Gärten ergab jedoch, daß nirgendwo ein Löwe fehlte. Als ein Zoologe, den man um Rat fragte, nach eingehender Prüfung des Fährtenabgusses gar noch bestätigte, daß es sich nur um einen Löwen, Tiger oder Leoparden handeln könne, hatte sich in den Dörfern



**Im Laufe des vergangenen Jahrhunderts wurden unsere Wälder in lebende Holzfabriken verwandelt. In diesen Monokulturen an Nadelholzarten gibt es kein Unterholz, das dem Wild Schutz und Nahrung bietet. Deshalb kann die Rotwilddichte höchstens 1 Stück auf 100 ha betragen.**

dieses Gebietes eine Angstpsychose ausgebreitet. Es verließ niemand mehr nach Einbruch der Dunkelheit sein Haus, und die Kinder mußten unter Geleitschutz der Volkspolizei zur Schule gebracht werden, weil sich sonst die Mütter weigerten, ihre Kinder zur Schule zu schicken. Ich fuhr zum Tatort, betrachtete mir zwei der Schafe, die das Untier gerissen hatte, untersuchte die Originalfährte, die sich im feuchten Boden deutlich abzeichnete, und blieb bei meinem Urteil: „Ein Hund oder ein Wolf ist der Täter. In beiden Fällen besteht jedoch keine Gefahr für die Menschen." Diesen Befund mußte ich am gleichen Abend auf einer Einwohnerversammlung öffentlich wiederholen und die Einwohner von Jessen beruhigen. Eine Treibjagd, an der ich teilnahm, brachte keinen Erfolg. Das Untier blieb noch viele Wochen unentdeckt. Schon glaubte ich, daß es abgewandert sei, als in der Presse über den Abschuß eines Wolfes berichtet wurde und damit meine Diagnose ihre Bestätigung fand.



**Auch die Wildkatze ist in unserer Heimat sehr selten geworden. Obwohl sie unseren getigerten Hauskatzen sehr ähnlich sieht, ist sie nicht deren wilde Stammform, denn unsere Hauskatzen stammen von der nordafrikanischen Falbkatze ab.**

Das Auftauchen eines einzigen Wolfes versetzt also heute schon die Menschen in Angst und Schrecken, denn das Raubtier als Nachbar des Menschen ist für uns bereits unvorstellbar geworden, obwohl es noch gar nicht so lange her ist, daß in unseren Wäldern Luchs, Bär und Wolf lebten. Nun will ich keinesfalls der Wiedereinbürgerung dieser Raubtiere das Wort reden, sondern damit nur auf ein Argument hinweisen, das in exotischen Ländern oft angeführt wird, wenn man die Ausrottung der wilden Tiere bedauert: „In Ihrer Heimat sind doch auch Bär, Luchs, Wolf, Wisent, Biber, Ur, Elch und viele andere große Wildtiere völlig verschwunden oder nur noch in verschwindend kleinen Beständen vorhanden. Zivilisation und Wildtiere vertragen sich eben nicht miteinander. Es besteht also gar kein Grund zu Aufregung oder Kritik, wenn derselbe Prozeß sich auch in anderen Ländern wiederholt."

Am 12. Dezember 1612 wurde der letzte Bär in der Dresdner Heide erlegt. Im Vogtland fand die letzte Bärenjagd im Februar 1734 statt. Wölfe hielten sich bedeutend länger in unseren heimischen Wäldern. Ihr Bestand ergänzte sich außerdem laufend durch die Zuwanderer, die aus den polnischen Wäldern kamen, aus denen auch mit großer Wahrscheinlichkeit das „Untier von Jessen" stammte.

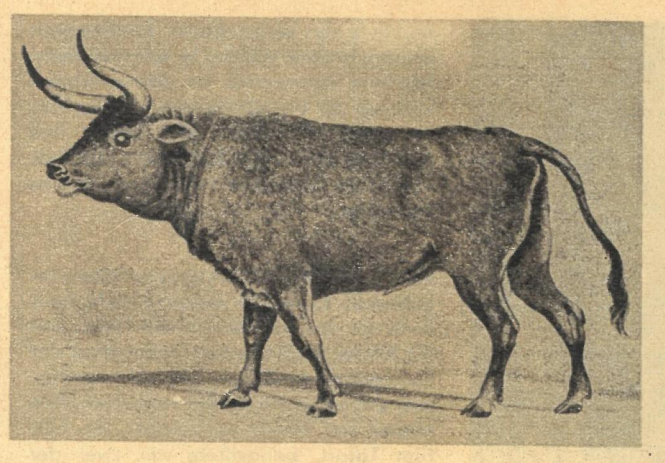
Mit der Ausrottung des Raubwildes wurde ein sehr wesentlicher Eingriff in das biologische Gleichgewicht der Natur vorgenommen, dessen Bedeutung bis in die jüngste Zeit hinein nicht richtig erkannt und eingeschätzt worden ist. Der Mensch muß nun die Aufgabe übernehmen, die ursprünglich das Raubtier hatte, er muß dafür sorgen, daß die Pflanzenfresser nicht überhandnehmen und damit ihre eigene und auch unsere Lebensgrundlage zerstören, denn ein Wald von einer bestimmten Ausdehnung trägt eben nur eine bestimmte Zahl von Hirschen, Wildschweinen und Rehen. Der Mensch ist also gezwungen zu jagen. Damit wird aber auch der Tagesrhythmus des Wildes verändert. Die Tiere gehen zur nächtlichen Lebensweise über und verschwinden damit weitestgehend aus dem Gesichtskreis des Menschen. Die Tierwelt, die heute noch unsere Wälder, Felder, Wiesen, Gebirge, Seen und Flüsse bewohnt, stellt nur eine Auswahl der ursprünglich in unserer Heimat verbreitet gewesenen Tierwelt dar. Nach welchen Gesichtspunkten wurde die Auslese vorgenommen? Luchs, Bär und Wolf wurden ausgerottet, weil ihr Fell eine begehrte Jagdtrophäe an den Fürstenhöfen war, mit der sich der Adel schmückte, eine Tapferkeitsmedaille, die man sich selbst verlieh. Außerdem mußten sie sterben, weil sie Feinde des Wildes der Edlen waren, die dieses Wild zu ihrem Vergnügen jagten und – damit sie noch möglichst lange diesem Vergnügen nachgehen konnten – auch hegten, übrigens sehr zum Leidwesen der

Bitte blättern Sie um!

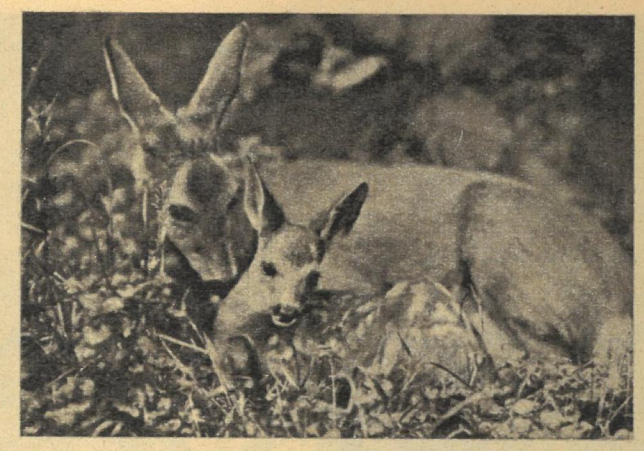
**Wenn hin und wieder Wölfe bei uns auftauchen, so sind sie meist von Polen zugewandert. Als Standwild ist der Wolf längst bei uns ausgerottet.**

# Wildtiere neben uns

Fortsetzung von Seite 19



Der Ur oder Auerochse gehört zu den ausgerotteten Tieren. Das Augsburger Bild zeigt uns, wie der wilde Stammvater unserer Hausrinder ausgesehen hat.



Das Reh hat sich an die Nähe des Menschen gewöhnt. Es bewohnt unsere Wälder, und oft setzt es auf den Feldern seine Jungen.

Fotos: Archiv Ullrich (6), Tylinek

Bauern, die unter dem Schaden, den das Wild der „Herren" auf ihren Feldern anrichtete, schwer zu leiden hatten. Aus ähnlichen Gründen starben auch Ur und Wisent aus. Sie zu töten galt als besonders tapfer und war ein Beweis echten Mannesmutes. Es mag paradox klingen, aber die Tatsache, daß wir heute noch Hirsche, Rehe, Wildschweine, Hasen und Füchse zu den Tieren unserer Heimat zählen können, verdanken wir den Jägern, den Hegemaßnahmen, die von ihnen in der Zeit des Feudalismus getroffen wurden, wenn sie auch dem ganz egoistischen Wunsch der Fürsten entsprangen, keinesfalls auf die Lustbarkeit der Jagd verzichten zu wollen.

Natürlich gab es noch viele andere Gründe, die zur Ausrottung oder starken Dezimierung einiger Tierarten führten. So war es mit der modernen Schifffahrt nicht mehr vereinbar, daß der Biber durch seine Burgen Flüsse zu Seen staute und dabei wertvolles Holz vernichtete, indem er mit seinen scharfen Nagezähnen in der Umgebung seiner Dämme die Bäume fällte. Aber auch die Verwandlung unserer Wälder in lebende Holzfabriken, der Übergang zu Monokulturen, trägt Schuld an der Verarmung unserer heimischen Tierwelt, denn nun verschwand das Unterholz und mit ihm nicht nur der Unterschlupf, sondern auch die Hauptnahrung mancher Tiere. Wenn wir uns heute über den Schälschaden beklagen, den besonders das Rotwild in unseren Wäldern anrichtet, so ist eine der wesentlichen Ursachen die Monokultur. Die Hirsche sind besonders während der Zeit der Nahrungsnot, wenn Schnee und Eis den Boden bedecken, gezwungen, die Rinde der Bäume zu verzehren. Ein weiterer Grund ist die Verringerung unserer Waldbestände. Ursprünglich trat das Rotwild, wie es viele Herdentiere tun, im Jahreslauf weite Wanderungen an. Heute ist es an einen verhältnismäßig kleinen Lebensbereich gebunden, der durch Felder, Weiden, Dörfer und Straßen begrenzt wird. Selbst die kleinsten Spaziergänge innerhalb dieses Lebensbereiches können ihm und uns Menschen zum Verhängnis werden, wie die vielen Verkehrsunfälle beweisen, die durch Rehe, Hirsche und Wildschweine verursacht werden. Deshalb sollte jeder Kraftfahrer den Hinweis „Vorsicht Wildwechsel" in seinem eigenen Interesse sehr ernst nehmen und besonders in der Nacht die Geschwindigkeit stark verringern, denn das Wild wird vom Licht der Scheinwerfer angezogen und gebannt. Nach einer Statistik aus dem Jahr 1966 werden in Westdeutschland jährlich 10 000 Verkehrsunfälle durch Wild verursacht. In jedem Jahr werden 45 000 Rehe, 1350 Rot- und Damhirsche, 550 Wildschweine und 122 000 Hasen überfahren. Die Forschungsstelle für Jagdkunde ist jedoch der Meinung, daß die tatsächlichen Verluste an Wild auf den Straßen doppelt so hoch liegen, da bei weitem nicht alle Zusammenstöße bemerkt und auch nicht erfaßt werden. Dieses Beispiel zeigt deutlich, daß ein Zusammenleben von Mensch und Wildtier in dicht besiedelten Gebieten ernste Probleme aufwirft. Bedeutet diese Erkenntnis nun, daß wir auf die letzten Tierparadiese verzichten müssen? Keinesfalls. Ich erinnere mich sehr gern an meinen Besuch in Jaegersborg Dyrehave bei Kopenhagen. Nur 12 Kilometer von der Hauptstadt Dänemarks entfernt liegt dieser herrliche Hirschpark, der 1000 Hektar umfaßt. Er ist von einem Drahtzaun umgeben, der in allen Himmelsrichtungen große Einlaßtore hat. Die Hälfte des Geländes besteht aus Wald, die andere Hälfte aus Wiesen, Seen, Teichen und Wildäckern, auf denen das Futter für den Winter angebaut wird. Der Besucher kann zu jeder Tages- oder Nachtzeit zu Fuß, zu Pferd, per Rad oder im Kutschwagen den Park besichtigen, dessen Tierbestand aus etwa 1800 Damhirschen, 200 Rothirschen und 30 Sikahirschen besteht, die ihre Scheu vor den Menschen verloren haben. Nur Motorfahrzeuge sind im Park verboten. Man darf sogar die Wege verlassen und kann sich den Rudeln bis auf wenige Meter nähern. Allerdings decken die Einnahmen bei weitem nicht die Ausgaben, die dieses Naherholungsziel verursacht, denn ein derartig starker Wildbestand bedarf einer ausgiebigen Fütterung, damit die Überbevölkerung von Hirschen nicht den Wald vernichtet. So müssen Futterstellen das ganze Jahr über beschickt, Schonungen mit Drahtzäunen umgeben, die Wege gepflegt und viele andere Arbeiten verrichtet werden. Jährlich werden 15–45 t Mais, 200–250 t Rüben, 50 000 Bunde Hafer und Gerste und 150 t Kleeheu verfüttert. Außerdem räumen Schneepflüge im Winter die Eicheln, Kastanien und Bucheckern frei.

Es ist also durchaus möglich, auf verhältnismäßig kleinem Territorium, wenn auch unter Einsatz erheblicher Mittel, unseren heimischen Tieren Oasen zu schaffen, in denen sie bald so zahm werden, daß man ihnen wie in einem zoologischen Garten, aber ohne Absperrung durch Gräben, Draht und Gitter begegnen kann. Ich glaube sogar, daß in Zukunft solche Wildparks zu den Einrichtungen gehören, die viele große Städte ihren Einwohnern als Naherholungsziele bieten werden. Sie stellen neben den bedeutend kleineren zoologischen Gärten und Tierparks und den größeren Nationalparks ihre Daseinsberechtigung schnell unter Beweis, denn das Bedürfnis der Menschen, die Natur zu erleben und Begegnungen mit dem Tier zu haben, auch außerhalb der Urlaubszeit nach des Tages Arbeit, in der Freizeit und am Wochenend, wächst von Jahr zu Jahr.

Rehbock im Scheinwerferkegel. Im nächsten Augenblick springt er auf die Fahrbahn und wird zur Unfallquelle. In dicht besiedelten Gebieten birgt das Zusammenleben von Mensch und Tier für beide Teile Gefahren.

Im Herbst klingt das Röhren der Rothirsche durch die Wälder. Zu Gesicht bekommt man sie leider fast nie, denn das Wild hat eine nächtliche Lebensweise angenommen, weil an die Stelle der ausgerotteten natürlichen Feinde der Mensch trat.

Karl rutscht auf den Knien herum und schrubbt das Treppenhaus. „Das würde mir nicht im Traume einfallen", sagt sein Nachbar. „Mir auch nicht", sagt Karl, „der Gedanke stammt von meiner Frau."

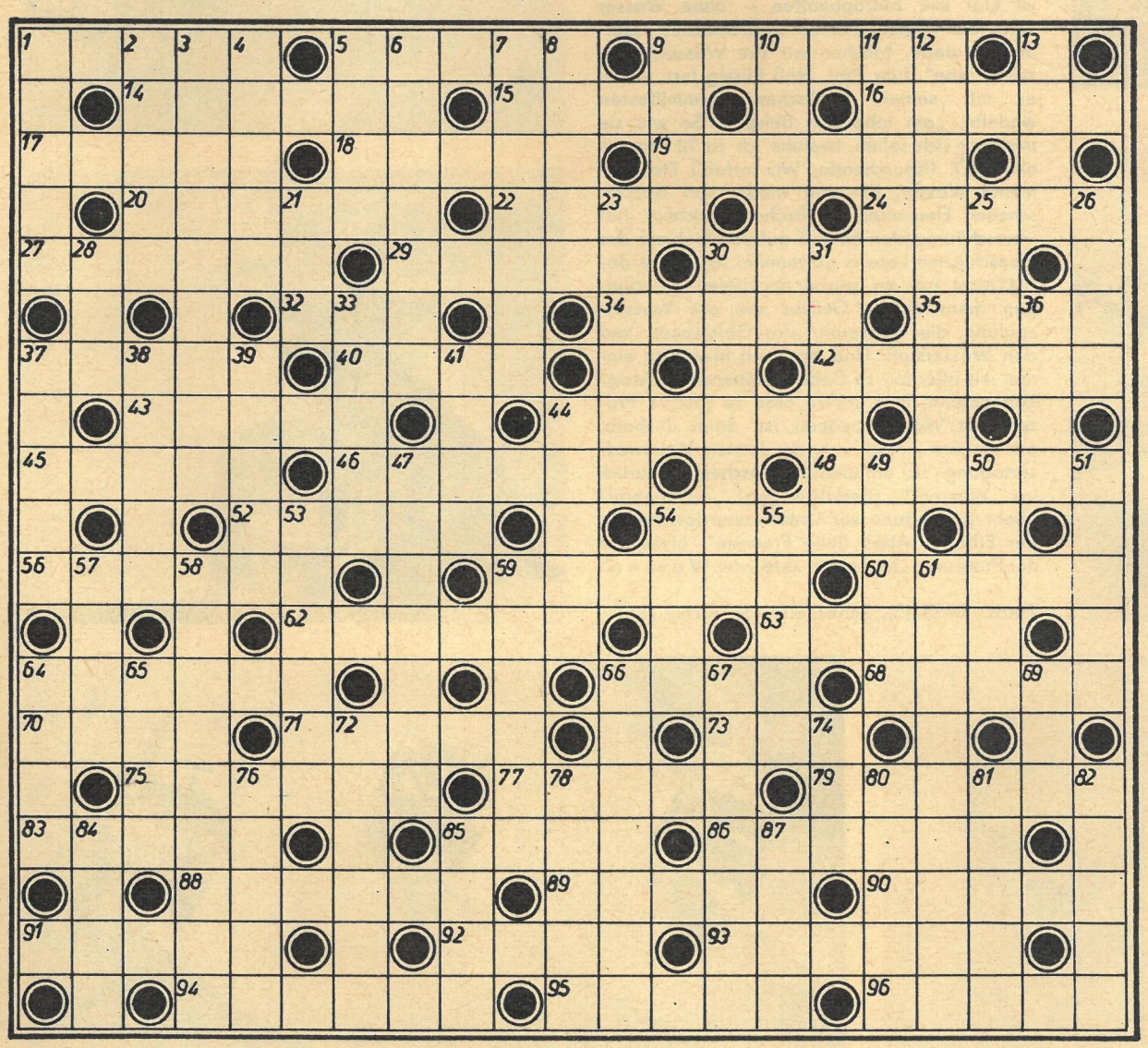
☆

Herr S. kommt zur Konzert- und Gastspieldirektion und stellt sich als Vogelimitator vor, doch der Herr Direktor winkt ab: „Vogelimitatoren kenne ich Hunderte, da haben Sie gar keine Chance!"
„Schade", sagt Herr S. und fliegt zum Fenster hinaus.

☆

Herbert, soeben der Fahrschule entwachsen, rangiert seinen „Trabant" in eine Parklücke. Dabei stößt er zuerst den vor ihm stehenden Wagen an, dann bumst er gegen den hinter ihm geparkten. Ein Verkehrspolizist sieht kopfschüttelnd zu, legt die Hand an die Mütze und fragt: „Ist das Parken oder Billard?"

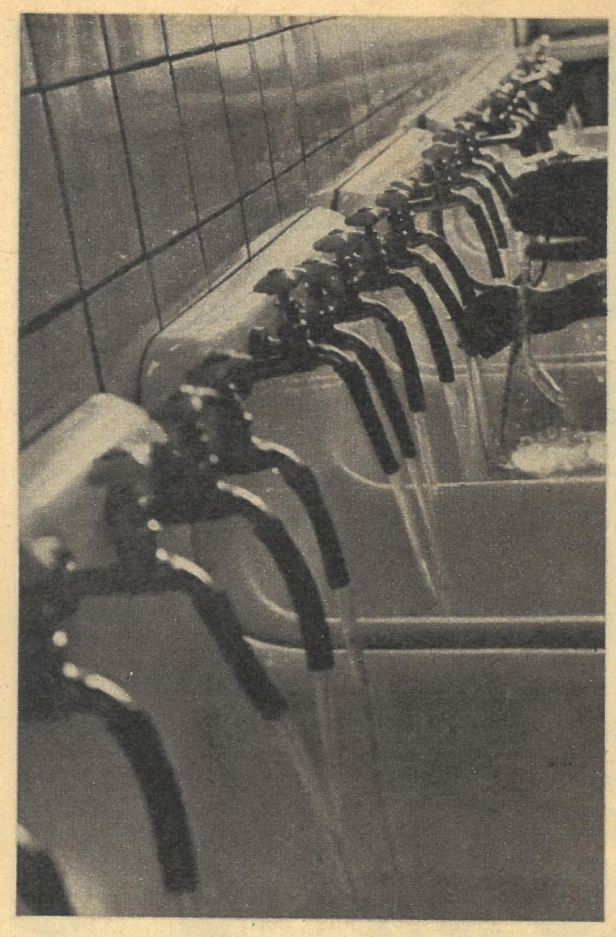
Foto: Billeb

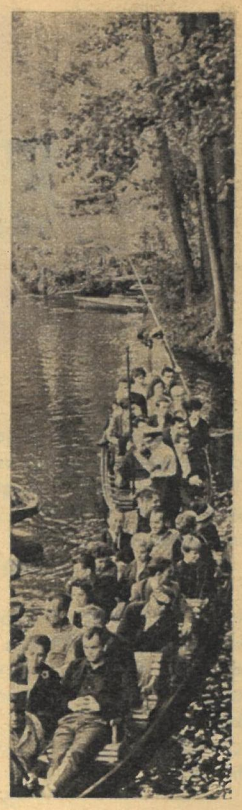


## *Kreuzworträtsel*

**Waagerecht:** 1. Stadt in der RSFSR, 5. sowjetische Genossenschaftsform, 9. weißer Stirnfleck, 14. Fluß in England, 15. polnische Stadt an der Ostsee, 16. ungarischer Hochruf, 17. ehemalige Bezeichnung für Angehörigen einer nordafrikanischen Mischbevölkerung, 18. Hüttenprodukt, 19. Insektenvertilger, 20. altrömischer Komödiendichter, 22. nordischer Männername, 24. antikes Theater, 27. Stadt in Holland, 29. Haustier, 30. Tennisschläger, 32. Nordwesteuropäer, 34. weiblicher Vorname, 35. Eisenoxyd, 37. Bilderrätsel, 40. Fläche, Flächeninhalt, 42. feiner Spott, 43. Sternbild, 44. Gebirgsblume, 45. deutscher Chemiker († 1867), 46. Intrigenspiel, 48. Wunschbilder, 52. Unwahrheit, 54. Muse der Liebesdichtung, 56. Figur im Puppenspiel, 59. Stadt im Bezirk Neubrandenburg, 60. schmaler Fußweg, 62. Dreigespann, 63. Kurzweilbeschäftigung, 64. Ödlandschaft, 66. Erfrischung, 68. Mineral, 70. griechischer Buchstabe, 71. chemische Verbindungen, 73. Universum, 75. Sprachunvermögen, 77. Geschwür, 79. chemische Verbindung, 83. Hohlmaß, 85. scharfe Kante, 86. Teil des Hauses, 88. trichterförmige Ausbruchsöffnung, 89. weiblicher Vorname, 90. Fischeier, 91. Studentenmittagstisch, 92. altgriechischer Dichter, 93. Vereinbarung, 94. Jüngling der griechischen Sage, 95. französischer Fluß, 96. Quellfluß des Ubangi (Kongo).

**Senkrecht:** 1. ungarischer Dirigent, 2. Zuchttier, 3. sowjetischer Schriftsteller († 1967), 4. Vakuum, 5. nordisches Göttergeschlecht, 6. Pilz, 7. Oper von Richard Strauss, 8. deutscher Gartengestalter († 1866), 9. Pflanzenfaser, 10. mohammedanisches Herrschaftsgebiet, 11. landwirtschaftliches Gerät, 12. Stromzuführer, 13. philosophischer Begriff, 21. japanischer Maler des 13. Jahrhunderts, 23. Vorfahre, 25. englische Schulstadt, 26. Bewohner einer SSR, 28. Hafenstadt in Südvietnam, 30. Küstenstreifen am Ligurischen Meer, 31. Kalisalz, 33. Pflanzenteil, 36. Teil der Erdkruste, 37. Ostseebad, 38. Gewinnanteil, 39. Teil des Pferdegeschirrs, 41. deutscher Strom, 44. Stadt in der VR Bulgarien, 47. auf Funktionsstörung beruhende Unfähigkeit des Erkennens, 49. Arzneigabe, kleine Menge, 50. Gestalt aus der „Fledermaus", 51. Männername, 53. juristischer Begriff, 54. italienische Insel, 55. Singvogel, 57. Fahrzeug, 58. sowjetischer Physiker († 1947), 59. Handelnder, Schauspieler, 61. Vierfüßer, 64. kleine Deichschleuse, 65. Staatshaushalt, 66. Salze der Milchsäure, 67. deutscher Völkerkundler († 1905), 69. Fluß in Mittelasien, 72. Wohnungsinhaber, 74. norwegischer Schriftsteller († 1908), 76. Reisbranntwein, 78. Kamelart (Mz.), 80. Druschabfall, 81. Stadtteil von Berlin, 82. Altberliner Original, 84. Stacheltier, 85. Wiesenpflanze, 87. Vogel.

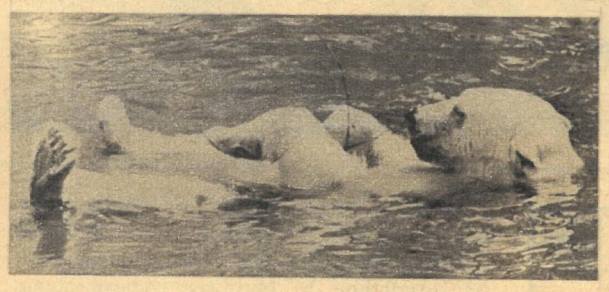


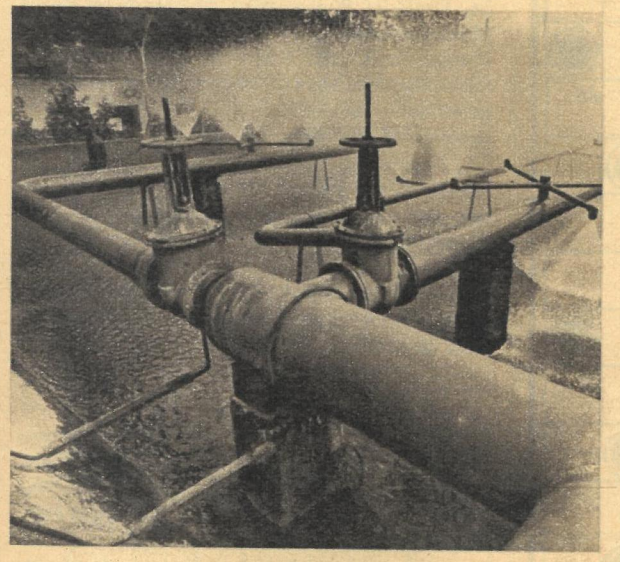


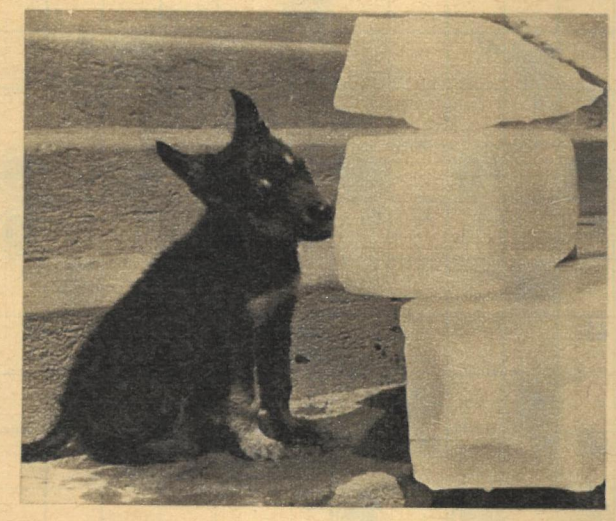
# Geplätschertes

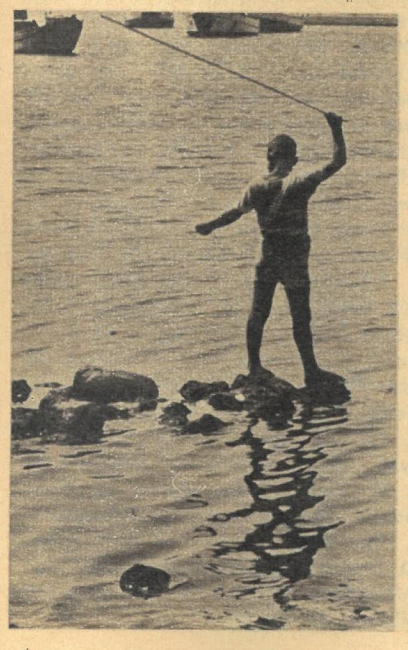
Unserem in Bad Saarow badenden H. P.-Korrespondenten gelang es auf ungewöhnlichem, feuchtem Wege, einen Bericht über das leider etwas verwässerte Referat von Prof. Dr. hydro. Karl Naß zu übermitteln, so daß „Wochenendmagazin" als einziges nichtmaritimes Publikationsorgan in der Lage ist, wenn auch nicht erschöpfend, über das Thema: „Das Wasser an sich und als solches sowie seine Bedeutung!" Grundlegendes zu veröffentlichen.
(Scharmützelsee, 10 m ü. W./Flaschenpost.)
„Das Wasser, verehrte Hydrofans", begann Prof. Dr. hydro. K. Naß, die goldgefaßte Taucherbrille zurechtrückend, seinen Redeschwall, „woda, aqua, water, eau, $H_2O$ usw. . . . , ist an sich und als solches ein Paradoxon, ist es doch flüssig und fest, kühlend und erwärmend, ersehnt und verwünscht, belebend und tötend zugleich. Man kann es trinken und man kann es lassen. Manche Menschen benutzen es sogar zum . . . , aber das würde wohl hier zu weit führen. Eines jedoch ist klar wie Mitropakaffee – ohne Wasser wäre der Mensch nur ein vertrocknetes Häufchen Materie. Machen wir die Wassermannsche Probe", fuhr Prof. Naß flüssig fort, wobei er mit seinen modischen Gummiflossen wedelte, „am lebenden Beispiel. So wie sie mich vor sich sehen, bestehe ich zu 70 Prozent aus $H_2O$. (Rauschender Wasserfall.) Das gemeine Wasser, hin und wieder von wasserscheuen Elementen als Brühe bezeichnet, hat überschäumenden Einfluß auf alle Gebiete des menschlichen Lebens gewonnen. Ich denke dabei nicht nur an solche epochalen Erfindungen menschlichen Geistes wie die Wasserspülung, die Wasseruhr, das Goldwasser und den Wasserstoff. Und wenn ich hier noch einmal mit aller mir zu Gebote stehenden Flüssigkeit betone, daß unsere Erde zu fast 71 Prozent mit Wasser bedeckt ist, dann deshalb, um meinen Appell von der letzten Unterwassertagung zu erneuern: Menschen – zurück ins Wasser!" (Beifallswogen! Zwischenruf: „Sehr gut, bauen wir Unterwasserdatschen in der Elbe.") „Aber, liebe Freunde", blubberte der Professor, „ich sprach doch von W a s s e r."

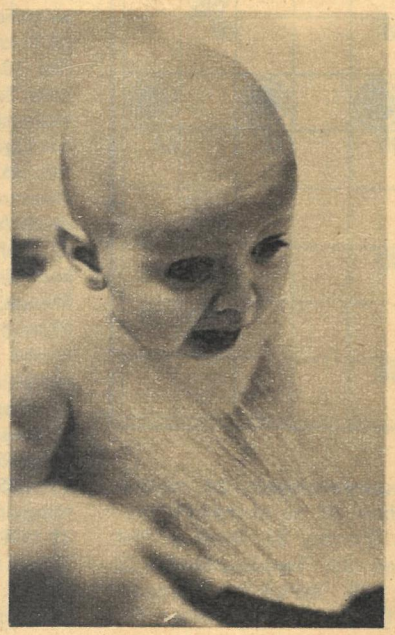
Fotos: TASS (5), Zentralbild (3), Archiv (3)

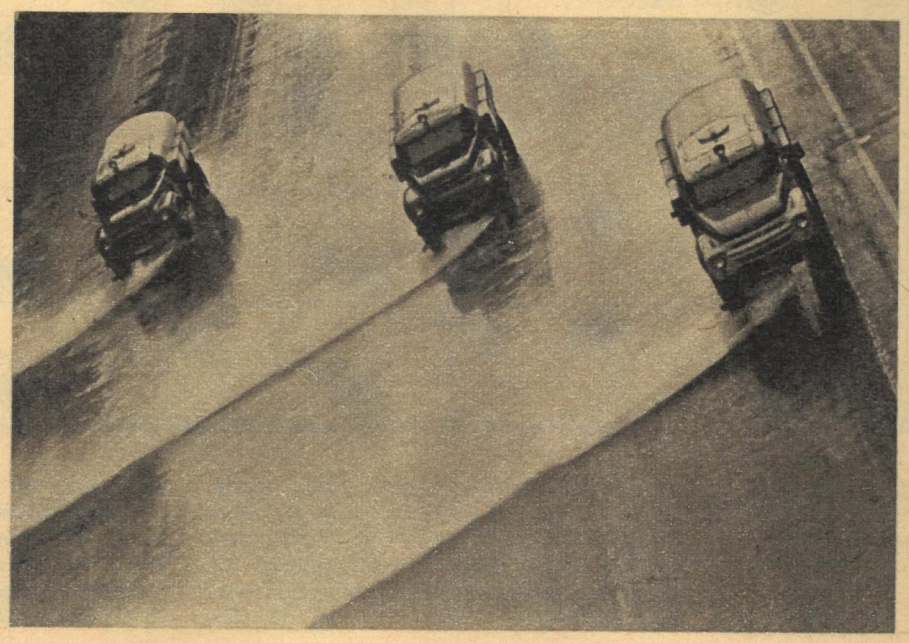








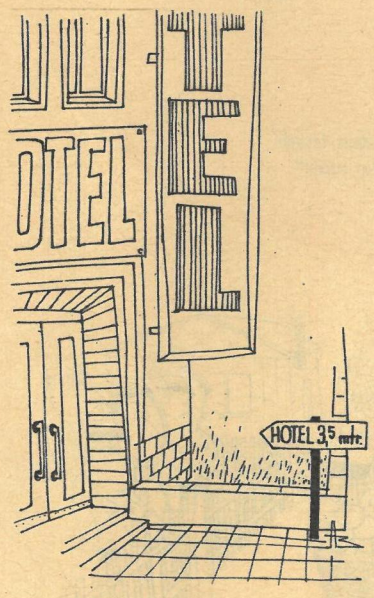




Fortsetzung von Seite 18

## Ich bringe Röschen ins Bett

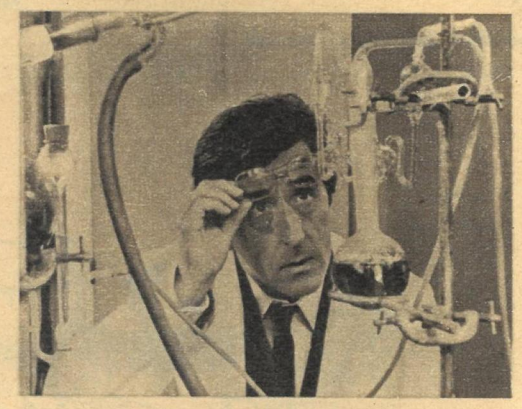
men abzulenken – und natürlich mit dem Hintergedanken, sie schlafmüde zu machen –, trabte ich mit ihr wieder „huckepack" umher, sprang gemeinsam mit ihr im Bett auf und nieder, fuhr mit ihr „Schubkarre", balancierte sie auf meinen Füßen, während ich am Boden lag, und kam auf noch ausgefallenere Einfälle.
Nach und nach ging mir jedoch die Luft aus, und ich legte Röschen wieder hin. Sie bäumte sich aber sofort auf und schrie: „Du mußt neben mir liegen, Papi! Ich fürcht mich so sehr vor dem ... dem Bum-bum!"
Man darf Kinder, die durch irgend etwas verängstigt sind, niemals mit ihrer Furcht allein lassen, hatte ich irgendwo gelesen, das könne schwere seelische Schäden nach sich ziehen. Ich legte mich also neben Röschen und gab erschöpft blinzelnd auf noch einige dringliche Fragen Antwort, das heißt, ich stammelte, so gut ich konnte.




Zeichnung: Büttner

„Papi", hörte ich, „warum klopft das Herz eigentlich immerzu?"
„Das ... macht doch das Blut, mein Kind ..."
„Warum macht das das Blut, Papi?"
„Weil es das Herz ... treiben muß, Röschen ..."
„Warum treibt es denn das Herz immerzu, Papi ...?" – das war das letzte, an das ich mich noch dunkel erinnerte, als ich wieder aufwachte.
Meine Frau stand vor mir und muß mich wohl sanft geweckt haben. Ich lag etwas auf der Seite, legte den Zeigefinger auf die Lippen und deutete mit dem Daumen der anderen Hand hinter meinen Rücken.
„Pssst!" flüsterte ich. „Röschen ist endlich eingeschlafen ...!"
Meine Frau schüttelte nur verächtlich den Kopf. Dann sagte sie mit lauter Stimme: „Du brauchst gar nicht so leise zu sprechen und kannst ruhig aufstehen. Röschen sitzt nebenan und liest in unserem Arztbuch ... Wenn man dich schon mal mit dem Kind allein zu Hause läßt!"

## Im Oktober in Ihrem Kino



Auch nach Abschluß der Freilichtsaison, wenn die Stammkinos wieder zu Ehren kommen, gibt es ein abwechslungsreiches, für jung und alt gleichermaßen interessantes Programm, wie folgende Titelliste bestätigt.

Die DEFA-Premiere des Monats: „Abschied". Regisseur Egon Günther und Günter Kunert schrieben das Drehbuch dieses Totalvisionsfilms nach Johannes R. Bechers gleichnamigen, vielgelesenem Roman (Foto oben). Die festliche Erstaufführung zum 10. Todestag des großen deutschen Dichters verspricht ein nachhaltiges Filmerlebnis.

Weiter laufen an: „Ehe in Rom" (Italien/Frankreich), ein Farbfilm von Nanni Loy. Er verfolgt das Schicksal eines Ehepaares von der Jugend bis zum 40. Lebensjahr. Leslie Caron und Nino Manfredi überragen dabei noch die allgemein sehr guten darstellerischen Leistungen dieses humanistischen Filmwerks von hohem künstlerischen Niveau. – „Der Verrückte von Labor IV" (Frankreich) gehört zur Gattung der turbulenten Gaunerkomödien (Foto Mitte). Im Mittelpunkt des Filmspaßes, bei dem ein Gag den anderen jagt, steht ein „chronischer" Junggeselle, der als Chemiker dabei ist, eine umwerfende Erfindung zu machen. Unter den Darstellern: Jean Lefebre und Bernard Blier. – „Ich liebte sie" (SU) ist ein interessanter Gegenwartsfilm, der wieder die einfühlsame Behandlung menschlicher Probleme durch sowjetische Regisseure bestätigt. – „Eine Frage der Ehre" (Frankreich) setzt die Reihe der sozialkritischen Werke um überlebte Ehrbegriffe fort (Foto unten). Die grauenhaften Folgen der Blutrache auf Sardinien sind eine erschütternde Anklage an jene, die bewußt das Mittelalter bis in unsere Tage konservieren. – „Das Testament des Aga" (Ungarn) gehört zur Serie der abenteuerlichen Unterhaltungsfilme, die gegenwärtig in den Budapester Ateliers bevorzugt sind. – „Berufsrisiko" (Frankreich) spielt in einer Kleinstadtschule, wo ein angesehener Lehrer unter dem Verdacht steht, Schülerinnen unsittlich zu belästigen. Die an der gleichen Schule tätige Frau des Lehrers deckt jedoch Widersprüche in den Aussagen der „Opfer" und damit gesellschaftliche Hintergründe auf. – „Up the Down Staircase" (USA) spielt ebenfalls im Schulmilieu.

In den Filmtheatern hat „Clowns an der Wand" (Ungarn) Premiere. Er ist der Spielfilmerstling des bekannten Budapester Dokumentarfilmregisseurs Pal Sandor. Berufs- und Laienkünstler gestalten gemeinsam Probleme der jungen Generation. Drei 18jährige flüchten vor einem Gewitterregen in ein Sommerhäuschen am Balaton. Als die Besitzer heimkommen, bleibt einer in seinem Versteck zurück ...

In Zusatz- und Sonderveranstaltungen tauchen zwei neue Serien auf: Der „Progress-Atlas" Nr. 1, 2 und 3. Sammelprogramme, die Interessantes aus der Sowjetunion, Ungarn und unserer Republik vermitteln, und „Trickkisten", abwechslungsreiche Zusammenstellungen verschiedener Trickfilme – eine willkommene Bereicherung des Verleihangebots.

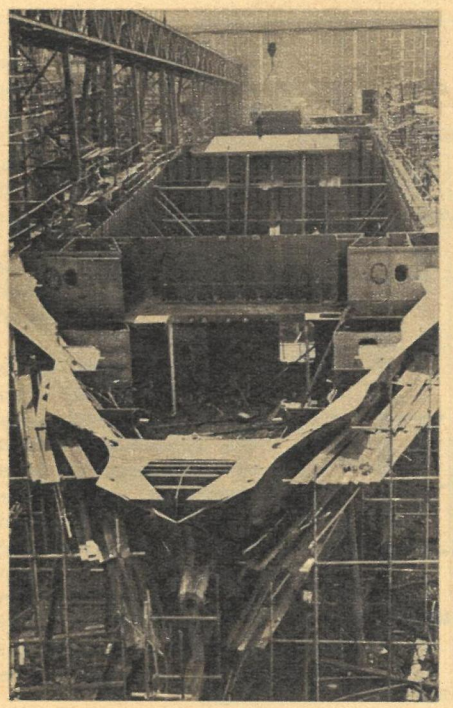
Fotos: DEFA / Dietrich, Progress (2)

## Rätsellösungen aus Heft 39

**Kreuzgitter.** Waagerecht: Jasmin (15), Kornett (52), Victor (75), Wega (62), Usus (69), Balzac (5), Lingner (35), Lagune (87), Enkel (1), Iskra (92), Torr (14), Apennin (53), Gage (66), Mars (18), Rutil (59), Anna (78), Lena (13), Exil (45), Gold (34), Real (97), Tran (77), Maden (8), Elli (4), Knoten (27), General (44), Landau (22), Egge (103), Irak (106), Parade (36), Reklame (46), Neruda (58), Geld (74), Miere (70), Zone (23), Flor (81), Ulme (107), Mine (24), Föhn (33), Otto (43), Email (84), Rose (57), Kran (50), Brenner (19), Reep (37), Omega (65), Anita (95), Kalmus (9), Ressort (56), Setter (51), Reck (88), TASS (39), Siegen (108), Elritze (63), Athlet (38). – Senkrecht: Jobst (47), Sol (2), Iwan (72), Neckar (104), Kalla (30), Ren (85), Ern (82), Turin (98), Vulkan (90), Isar (96), Tau (91), Riege (10), Zermatt (29), Gent (79), Gagarin (109), Olein (54), Prime (40), Eulan (16), Niger (61), Ilona (102), Ghana (49), Sen (12), Ade (68), Reede (89), Angel (25), Delle (76), Llano (26), Laken (41), Kap (31), Ohr (101), Ger (17), Lie (60), Dau (94), Ufa (67), Adler (6), Agronom (64), Emmer (80), Kieme (55), Armin (71), Meile (83), Referat (93), Dohle (110), Duo (48), Zer (11), Thesen (20), Anis (7), Orissa (111), Kokos (32), Barke (28), Ratte (99), Pirat (3), Mure (86), Test (42), Lee (100), Sir (105), Ort (73), Tal (21).

**Zahlenfeld:** Turek, Duden, Fedin, Immensee, Verne, Zeile, Roman, Uhse, Hussein, Dumas, Bruun, Damon, Berwi, Zuchardt. – „Der Autor und der Leser sind im Bunde, sie versuchen zusammen auf die Wahrheit zu kommen."

Auf den Hellingen der Rostocker Neptunwerft wächst gegenwärtig ein Spezialschiff. Es wird 2800 BRT haben, 14,6 Meter breit und 96 Meter lang sein und eine Geschwindigkeit von 13 Knoten entwickeln. 10 000-Tonner dieses Typs sind



schon geplant. Derartige Schiffe stehen vornehmlich im Dienst einer neuen Transportart. Wie lautet ihr Name? (Kleiner Tip: zb berichtete im Juli dieses Jahres darüber.)

Wir erwarten Ihre Antwort auf einer Postkarte (Kennwort: DDR-Quiz 40) bis zum 4. Oktober 1968. Unsere Anschrift: Redaktion „Zeit im Bild", 806 Dresden, Radeberger Straße 14b.

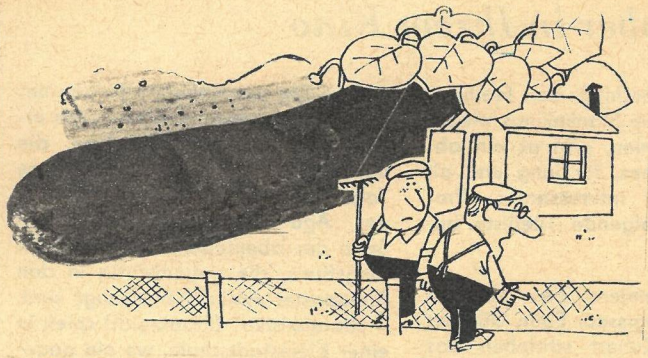
Zur Auslosung kommen:

**1 Gewinn zu 50 Mark**
**5 Gewinne zu je 10 Mark**

**Lösung DDR-Quiz 36: Schloß Sanssouci.**

Es gewannen: **50 Mark** Marianne Sommermann, Lehesten; **je 10 Mark:** Erna Braune, Wurgwitz; Helga Steiner, Gunsleben; Hans-Martin Möller, Stralsund; Sigrid Morgenroth, Brandenburg; Inge Brodkorb, Freital.

Foto: Zentralbild

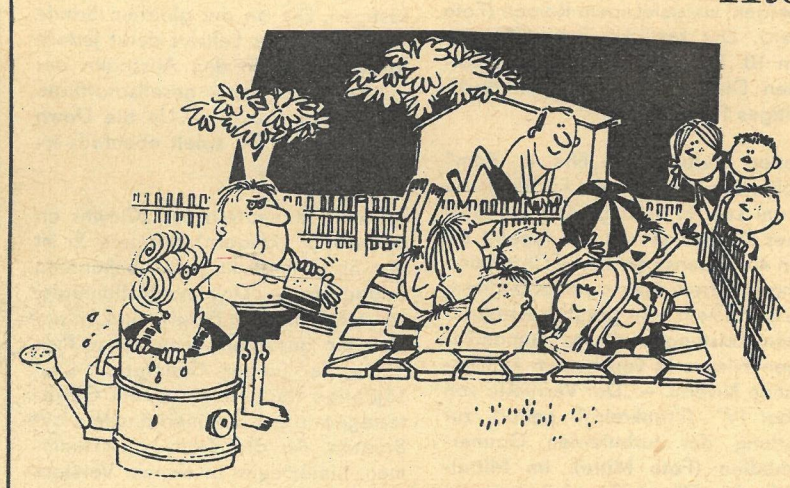


„Ihre Stiefmütterchen sehen ja ziemlich mickerig aus!"

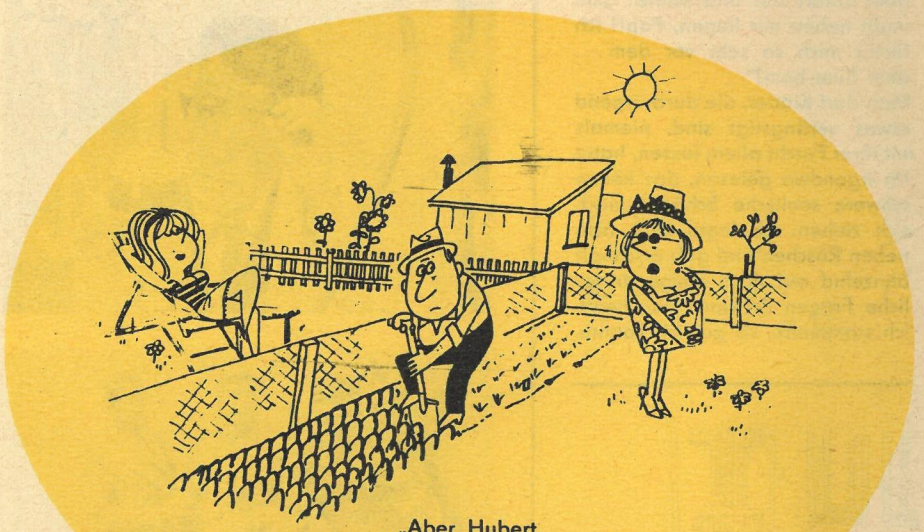
# Kleingärtner unter sich

Beobachtet von Theo Immisch

„So, das kriegt keiner auf!"

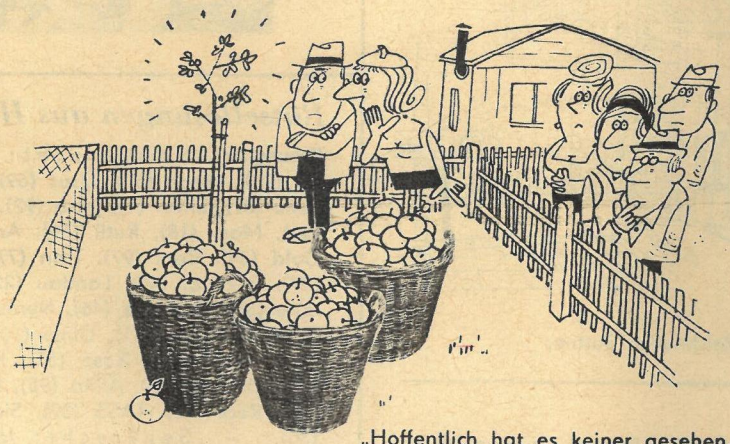


„Es war eine blendende Idee von dir, in unserem Garten ein Schwimmbecken zu bauen, Lothar!"



„Aber Hubert, du gräbst ja das Beet mit den frisch ausgesäten Möhren wieder um!"

„Könnten Sie mir wohl mal Ihre Gießkanne borgen?"



„Hoffentlich hat es keiner gesehen, als du sie im Konsum gekauft hast!"

## Rätselschnecke

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| | | | E | | | H | |
| E | | | E | | | O | |
| | T | | T | | | | E |
| | | | A | | T | | |
| M | A | A | | | | A | L |
| | | | | | A | | |
| E | | A | | | E | | T |
| | | H | | | D | | |

**Von außen nach innen:** Signalgerät – deutscher Philosoph († 1831) – erfahrener Seemann – Facharbeiter – Gefäß – Komponist von „Dantons Tod" – Fruchtsaft – Taucher-vögel – Brettspiel – Staatshaushalt – Teil der Karpaten – kalter Fallwind – Erziehungsmaßnahme.

**Von innen nach außen:** Geliebte des Zeus – tropisches Arongewächs – Teil des Schlüssels – Blattschneideameise – Sportmannschaft – Nebenfluß des Rheins – Skandal, Aufsehen – Fluß in Frankreich – inneres Organ – Unkrautpflanze – Tiergemeinschaft – Weihnachtsgebäck – leichtathletische Disziplin – Göttin der Zwietracht.

## Silbenrätsel

an beth bu co da da dan dar de del der drill e e e e e ei ein el en en er er fas fen gas ge ge gen gen gne ham he heim ho i in in in in inn kap ke ken ko kus land le lek len ler li linck lip lu lu ma mae mas men mer mo mul na na ne ne ne nel ner ner neu niet no of on on pe rei rie ru rung sa sa schi schnei see see si si si stab ste ße ta tel tel ter ti tor tri tu um un ur va ve ve vier wan wen zä zi zie

Es sind dreiunddreißig Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, abwärts gelesen, einen Ausspruch und dessen Verfasser ergeben.

1. landwirtschaftliches Gerät, 2. Landschaft in Oberösterreich, 3. Verlust, 4. Hebewerk, 5. Nebenfluß der Leine, 6. weibliche Bühnenrolle, 7. chemisches Element, Metall, 8. verstandesmäßig Geschulter, 9. Einfall, 10. Gestalt aus „Don Carlos", 11. belgischer Dichter flämischer Herkunft († 1949), 12. Volk in Sibirien, 13. Wirkware, 14. Hauptstadt der Hawaii-Inseln, 15. Angriff, 16. Meerenge zwischen der Balkanhalbinsel und Kleinasien, 17. antikes Ornament, 18. lichtempfindliche Schicht der Filme, 19. eßbare Tiereingeweide, 20. südlichster Vorsprung Afrikas, 21. Alpenpflanze, 22. Doppelinsel im Stillen Ozean, 23. Schauseite, 24. Bildhauer und Bildschnitzer der Spätgotik, 25. Andenken, 26. Teil des Vierwaldstätter Sees, 27. Werkzeug, 28. Hauptstadt Syriens, 29. Speisepilz, 30. Teil der Uhr, 31. südwestfranzösische Landschaft, 32. Gemütsbewegung, 33. sozialistischer Dramatiker und Schauspieler.